P.O.Germ.
1040 sb Paatzow (Henr.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

0. gerne
5b
10.40 =

(Paalzow)

(Henr-)

Erzählungen.

Aus den Papieren

der

Herzogin von Nottingham.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Hamburg,
bei Johann Philipp Erie.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ihre Hoheit die Herzogin von Nottingham hat uns gestattet, die nachfolgenden Erzählungen, aus den Archiven Ihres hohen erlauchten Hauses, der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Möge diese kleine Sammlung sich eines eben so großen Beifalls beim Publikum erfreuen, als dies bereits in einem engeren Kreise der Fall war.

Inhalt.

Seite
Eine Vision 1
Der Fischerknabe 9
Der Sylvesterabend 209
Der Fluch 292
Die Waise 329

Eine Vision.

Ein herrlicher Maisonntags Morgen lockte mich ins Freie, hinaus auf die grünende Aue vor den Thoren der Stadt D...... Der feierliche Glockenton rief die Bewohner meiner Vaterstadt in's Gotteshaus und schaarenweis strömten festlich geputzte Leute der Kirche zu, um dem Allvater ihre Verehrung darzubringen, während ich mit niedergeschlagenem Blick an ihnen vorüberging, und einem Verbrecher gleich zum grünen Thore hinausschlich. Hüpfend und tanzend kam mir eine Schaar Kinder entgegen; fröhliche Knaben hatten von Weidenzweigen Pfeifen geschnitten und machten eine widerliche Musik, nach welcher die Mädchen, die mit frischen

Wiesenblumen und grünen Zweigen sich bekränzt hatten, tanzten. Guten Morgen, guten Morgen Hr. R.! rief mir die frohlockende Jugend zu; denn sie erkannte mich als ihren Lehrer. Freundlich dankend ging ich vorbei. Ein alter Mann, mit einem schweren Kober auf den Schultern, eine lange Angelruthe in der Hand haltend, kam keuchend dahergeschritten; ein kleiner Knabe folgte, einen großen Fisch im Tuch eingewickelt. Die Sonne versendete ihre glühenden Strahlen und vom Schweiß triefend, nahm ich den Hut vom Kopf und trocknete die nasse Stirn mit meinem Taschentuch. Dumpf und hohl drangen die verklingenden Schläge der entfernten Thurmuhr in meine Ohren; ich zog meine Taschenuhr, es war nach dieser ¾ auf 10.

Gedankenvoll schritt ich dem Weidenheger entlang und betrachtete die spiegelglatte Wasserfläche der Mulde, deren Wasserwellen sanft dahinschaukelten. Am Ufer dies- und jenseits saßen mit langen Angelruthen einige alte Män-

ner und lauschten auf jede Bewegung ihrer Schnur. Ich wadete durch langes, vom Thau befeuchtetes Gras und fühlte die kühlende Nässe an meinen Füßen. Da erblickte ich in einiger Entfernung das bretterne Haus am Badeplatz und der Gedanke mich zu baden stieg unwillkürlich in mir auf. Freundlich grüßte ich den zur Aufsicht und Bewirthung der Badenden angestellten Mann, als ich daselbst ankam; zog meinen Rock herunter und fing an, mich nach und nach zu entkleiden. Nachdem ich mich abgekühlt und Brust und Kopf mit kaltem Wasser angefeuchtet hatte, stürzte ich mich in die silberhellen Wasserwogen, welche hoch über mich zusammenschlugen. Ich versuchte zu schwimmen; aber, o Himmel! mir fehlte Kraft und Geschicklichkeit; ich sank in die bodenlose Tiefe hinab, immer tiefer und tiefer. Die Ohren fingen mir an zu klingen und das Wasser drang ein durch Mund und Nase; denn nicht länger vermochte ich den Athem anzuhalten. Fürchterlich brau-

ſete das Waſſer und ich hielt mich für verloren, wenn nicht ſchleunige Hülfe käme. Meine ganze Kraft ſtrengte ich an, um mich empor zu arbeiten, allein vergebens; die Wellen riſſen mich pfeilſchnell fort und ließen mich nicht nach Oben. Nur noch einmal gelang es mir, den Kopf über dem Waſſerſpiegel zu erheben, da ſah ich denn, wie der Badediener den Kahn losgebunden hatte, um zu meiner Rettung herbeizueilen; aber zu meinem Entſetzen hatte ſich der Himmel mit ſchweren gewitterſchwangern Wolken überzogen, und die ſonſt ſo friedlich dahinſtrömende Mulde war zu einem reißenden Strome angewachſen und mit weißem Schaum über und über bedeckt; der zu meiner Hülfe herbeieilende Kahn wurde von den reißenden Wellen in ſtetem Wirbel gedreht und endlich von einer hochaufthürmenden Welle verſchlungen. Hoch ſchlugen die Waſſerwogen über mich weg und trieben mich weit, weit bis in die noch reißendere Elbe. Noch hatte ich Beſinnung und

betete zu Gott, mich endlich von der langen Qual zu befreien und meine Seele in sein himmlisches Reich gnädig aufzunehmen; denn immer wollte ich ersticken und schnappte ängstlich in dem Wassermeer nach Luft. Mein Athem wurde immer kürzer und die Beklommenheit nahm überhand; der Geist trennte sich vom Körper; ich hatte aufgehört zu leben. Auf schwang sich der fessellose Geist in höhere Regionen; eine erquickende, kühlende Luft umgab mich und beseligende, harmonische Töne drangen zum geistigen Ohr. Staunend erblickte ich die kreisenden Welten, die in langen, unermeßlichen Bahnen sich um einen großen Fixstern dreheten, und wonnige, erhabene Gefühle durchbebten mein Inneres. Endlich glaubte ich am Ziel zu sein; denn paradiesisches Entzücken umgab mich; aber wiederum ergriff mich Furcht und Zittern; ich sollte nun vor dem Thron des Allgewaltigen erscheinen, um über meine Handlungen Rechenschaft abzulegen; denn leider fand ich wenig

Gutes, aber desto mehr vergegenwärtigte ich mich des Bösen, welches mit Flammenschrift in mein Herz eingegraben war.

Fürchterlich steigerte sich meine Angst und nur mit schwacher Hoffnung blickte ich auf meinen Erlöser, den ich im Leben so oft verläugnet hatte. Gnade, Gnade für ein verirrtes Schaf, wollte ich rufen, als ein fürchterlicher Donnerschlag geschah, der mich verstummen machte. Auf Augenblicke war ich in schauerliche Finsterniß gehüllt, da brach ein blendend helles Licht durch die dunkele Nacht und ich erblickte den rosenfarbig glühenden Himmel. Du bist am Ziel! drang es durch tausend Stimmen in mein Ohr, und schattenähnliche, weiße Gestalten schwebten in unzähliger Zahl an mir vorüber. Ganz geblendet von der niegesehenen Herrlichkeit wollte ich dem Schöpfer meinen Dank bringen; aber eine fürchterlich ernste Gestalt drohete, und donnerte mir zu: "Entweihe nicht mit deinen verruchten Lippen den Namen

des Höchsten. Du Schalksknecht mißbrauchtest gar zu oft den Namen Jehovas; wisse, nur im Gebet, nur mit Andacht und Ehrfurcht soll der Sterbliche den Namen Gottes nennen. Thatest du das? O, wehe, wehe! Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, schrie die drohende Gestalt und wehrte mir den weitern Fortgang. Danke es deinem Erlöser, daß er dich nicht ganz hinabschleuderte in die grausenvolle Tiefe, wo Heulen und Zähnklappen ist, denn du hattest es verdient; 14 ist deine gute That und 3 mal mehr die böse."

Ich bebte zusammen; denn sonnenklar überschaute ich meine Vergehungen, und Alles war bloß und entdeckt vor meinen Augen. Erbarmen, Verzeihung flehete ich. Bei Gott ist Erbarmen, ist Verzeihung, aber nicht bei den Menschen, klang es dumpf und hohl. Wie sie dich jetzt lieblos richten und verdammen, so thatest du es oftmals mit deinen Mitbrüdern. Darum hinab zur Tiefe! lege ab alle Bosheit, allen

Betrug, alles Afterreden und glaube an den Herrn Jesum, dann wirst du selig. Bei diesen Worten stieß mich die Gestalt, daß ich pfeilschnell hinabflog und einen schweren Fall that, wovon ich erwachte. Scheu blickte ich um mich, denn ich lag, im Schweiße gebadet, im Bette; es war die erste Nacht, die ich in H......, seit meiner Abreise aus D....., auf diese Art zugebracht hatte.

L. N.

Der Fischerknabe.

I.

Ein heftiger Südwind bewegte die Wellen des Rheinstroms und finstere Gewitterwolken, welche, vom Sturme gepeitscht, sich über den schwachen Schimmer des Mondes verbreiteten, thürmten sich im Süden auf, so daß auch nicht der schwächste Strahl die Nacht erhellte, welche vor Kurzem erst angebrochen war. Einzelne große Regentropfen fielen auf die Erde und ein fürchterliches Ungewitter war im Anzuge. In der Ferne hörte man das dumpfe Rollen des Donners und zuweilen erhellte ein zackiger Blitz auf Augenblicke das schwarze Dunkel.

Da suchte der Fischer Holdheim mit größter Eile seinen Kahn zu befestigen, dessen er sich

eben bei einem nicht gelungenen Fischzug bedient hatte, und mit verdoppelten Schritten seine Hütte, die einsam in einem engen, aber reizenden Thale unweit des Rheins stand, noch vor anbrechendem Unwetter zu erreichen. Kaum hatte Holdheim dieselbe erreicht, als auch schon die schweren gewitterschwangern Wolken in den fürchterlichsten Regenmassen sich ergossen.

Gott sei gedankt, daß Du kommst, rief ihm seine Hausfrau, die besorgte Elise, entgegen, und freundlich schmiegte sich sein Sohn, der kleine neunjährige Ludwig, an ihn an. Ich habe schon Deinetwegen die größte Angst ausgestanden, fuhr Elise fort; ich glaubte Dich bei dem gräßlichen Unwetter noch auf dem Strome mit dem Fischen beschäftigt; ich weiß Dein Eifer treibt Dich oft zu weit und so leicht läßt Du Dich bei einer einmal begonnenen Arbeit vom Wetter nicht stören.

Zum Glück wurde ich, erwiderte Holdheim, zeitig genug, ehe ich Gefahr zu befürchten hatte

den Umschlag des Wetters gewahr, und kehrte daher, weil der Strom durch den entstandenen Sturm zu unruhig ward, von meiner begonnenen Fahrt zurück; freilich ohne einen, die Arbeit lohnenden, Fang gethan zu haben.

In geschäftiger Eile besorgte nun Elise das Abendbrot, und die kleine Fischerfamilie schickte sich an, es zu verzehren. Es ist doch in der That recht traurig, sagte Elise, daß wir so einsam, fast eine Stunde vom nächsten Dorfe entfernt, wohnen; wenn uns ein Unfall begegnet, so ist kein Mensch in der Nähe, der uns Hülfe leisten könnte; und wie leicht ist Ersteres bei diesem schrecklichen Wetter möglich. Doch was mich noch am meisten beunruhigt, sind die umherziehenden Kriegerschaaren, die schon seit längerer Zeit die Rheingegend unsicher machen. Wenn nur erst einmal das wilde Kriegsvolk, von dem die schönen Auen und Thäler so schrecklich verwüstet werden, unsere sonst friedliche Gegend verlassen wollte! Sei deshalb

ganz außer Sorge, liebes Weib, tröstete Holdheim, denn den neuesten Nachrichten zufolge ist das Lager der Hauptarmee noch 9 Meilen von unserm Orte entfernt, und es ist möglich, daß in den nächsten Tagen eine entscheidende Schlacht der ganzen Sache eine andere Wendung giebt, und der Kriegsschauplatz vielleicht eine entferntere Gegend wird. Doch sollte wider Erwarten unsere arme Gegend noch länger heimgesucht und sogar unser Wohnort das Kriegslager werden, so können wir, wenn Du Furcht hast, nach dem Dorfe ziehen, wo Du doch einige Bekannte findest und das Ende des Kriegslärms abwarten kannst.

Unter ähnlichen Gesprächen war das kärgliche Abendbrot, welches gewöhnlich in Kartoffeln, Salz und Brot bestand, verzehrt, als die Bewohner der Fischerhütte durch ein starkes Pochen aufgeschreckt wurden. "Mein Gott", rief mit ängstlicher Miene die furchtsame Hausfrau, "wer kommt denn noch heute Abend bei

solch' schrecklichem Wetter zu uns?" Gewiß ein Verirrter, oder sonst Jemand, der unsere Hülfe begehrt, sagte Holdheim. Mache nur auf; Du siehst ja aus, als ob schon die ganze feindliche Armee unsere Hütte bedrohte, setzte er lächelnd hinzu. Nach diesen Worten ging Elise zur Thür, und ließ ein schwaches: Wer ist da? erschallen, ehe sie den Riegel ihrer halbmorschen Hausthür aufschob. Ein Verirrter, der von Euch Schutz und Hülfe erwartet und Beides reichlich belohnen wird, ließ draußen sich eine bittende Stimme vernehmen. Wenn Ihr sonst nichts verlangt, erwiderte Elise, so seid in unserm Hause willkommen; wir werden nach Kräften behülflich sein. — Mittlerweile hatte sie die Thüre geöffnet und ein langer, starker Mann, in einem weiten Mantel gehüllt, trat ein. Gott sei Dank, rief er, daß ich nach stundenlangem Umherirren in dieser schrecklichen Nacht Obdach und menschliche Hülfe finde, denn bei diesem Wetter ist es wahrlich nicht

angenehm, eine Nacht im Freien zuzubringen. Bei diesen Worten hatte er seinen, von dem heftigen Regen durchnäßten Mantel abgelegt. Erstaunt blickte Holdheim seine Frau an, als ein Officier in glänzender Uniform, auf der sich mehrere Orden befanden, vor ihnen stand.

Nachdem sich der Officier etwas erholt hatte, fragte er den Fischer, welcher immer noch mit starren Blicken seinen vornehmen Gast betrachtete, ob er einige Nahrungsmittel erhalten könne. Großer Gott, sagte die geschäftige Fischerfrau, sehen Sie hier die Ueberreste unseres Abendbrotes, sie sind Alles, was ich Ihnen vorsetzen kann, und dieß werden Sie wohl schwerlich genießen können. Gebt nur her, erwiderte der Fremde, mein Hunger ist sehr groß, ich habe fast seit zwei Tagen so viel als Nichts gegessen; und begierig machte er sich über die eben nicht leckere Abendmahlzeit her. Unterdessen war Elise ihre kleine Vorrathskammer noch einmal durchgegangen, und hatte zu ihrer großen Freude

noch einige geröstete Fische entdeckt, die schnell zum größeren Wohlgeschmacke etwas zubereitet und dem darüber erfreuten Fremden vorgesetzt wurden, der sie mit dem größten Appetit verzehrte.

Es ist gut, unterbrach Holdheim das Schweigen, daß Sie in dieser schrecklichen Nacht unter Dach und Fach sind, denn heute können Sie nicht weiter, und müssen schon mit einem Nachtlager in unserer armseligen Hütte zufrieden sein. Hören Sie nur den fürchterlichen Donner und Sturm und den schrecklichen Regenguß! Kaum hatte er ausgesprochen, so geschah ein fürchterliches Krachen, und die Anwesenden glaubten nicht anders, als das kleine Fischerdach sei durch den Sturm abgedeckt worden. Erschrocken stürzte Holdheim hinaus, kam jedoch bald mit der beruhigenden Nachricht zurück, daß der Sturm einen kleinen dicht am Hause stehenden Stall eingerissen habe.

Unterdessen hatte der Officier seine Mahlzeit, die ihm, vom Hunger gewürzt, trefflich

geschmeckt hatte, verzehrt und stand eilig auf. Ernsthaft zog er einen schweren Geldbeutel aus der Tasche und sagte mit wichtiger Stimme: Nach Euren Werkzeugen zu urtheilen, lieber Alter, seid Ihr ein Fischer; mein Glücksstern hat mich zu Euch geführt, dieses Gold, und damit zeigte er auf den gefüllten Geldbeutel, den er bedeutsam mit der Hand wog, gehört Euch, wenn Ihr es wagt, mich heute Abend über den Rhein zu setzen. Ich sehe, fuhr er fort, als er die bedenkliche Miene des Fischers gewahrte, mein Antrag erregt Eure Mißbilligung; jedoch Umstände zwingen mich, Euch ernstlich darum zu bitten. Wißt, ich werde verfolgt, und schwebe jeden Augenblick in Gefahr, von Feinden eingeholt und getödtet zu werden. Gelingt es mir durch Eure Hülfe, die andere Seite des Rheins zu gewinnen, so habt Ihr meinem Kaiser einen Officier gerettet und fürstlich würde noch außerdem Eure kühne That belohnt werden. Ihr habt in Betreff Eurer

Handreichung zu meiner Flucht Nichts zu fürchten, ausgenommen das Unwetter, das die Ueberfahrt wohl etwas gefährlich machen kann.

Lieber Herr, erwiderte kopfschüttelnd der Fischer, Ihr Verlangen kann ich, kann kein Mensch ohne ein gewisses Opfer des Stromes zu werden, erfüllen. Hören Sie nur das fürchterliche Toben des Windes, bedenken Sie die Gefahr, der wir uns aussetzen würden, mit einem so gebrechlichen Fahrzeuge den wildbewegten Strom zu befahren. Bald würde dasselbe von den hochschlagenden Wogen mit Wasser angefüllt sein, oder von denselben umgestürzt und an den Felsen zertrümmert werden. Auch würde die Anstrengung eines Mannes, fuhr er fort, nicht hinreichend sein, gegen den wüthenden Strom zu kämpfen; und wenn Sie auch selbst mit Hand anlegten, so würde dieß doch wenig helfen. Ruhen Sie sich heute Abend in meiner Hütte aus, und morgen, wenn sich, wie ich hoffe, der Wind etwas gelegt haben wird,

will ich Ihrem Begehren mit Freuden Folge leisten.

Gern, sagte der Officier mit ernster Stimme, würde ich Euren Vorschlag, der freilich nach Eurer Meinung der vernünftigste ist, annehmen, wenn er nicht mit meinen Verhältnissen geradezu im Widerspruch stände. Vernehmt denn die Wichtigkeit meines Begehrens, und dann urtheilt selbst, ob ich Euren Vorschlag annehmen kann und darf. Es gilt nicht nur mein Leben, welches durch einen längeren Aufschub gefährdet würde, sondern das Leben vieler Tausende. Grenzenloses Unglück, mit dessen Umfang ich Euch diesen Augenblick nicht bekannt machen kann, könnte ein längerer Aufenthalt zur Folge haben. Doch hiermit habe ich Euch genug gesagt, entschließt Euch kurz, und erfüllt meine dringende Forderung, deren glückliche Ausführung Euch durch reichliche Belohnung in den Stand setzen würde, ein bequemeres Leben, als Euer jetziges, zu führen; außerdem

würden auch Tausende in Euch ihren Retter erblicken.

Lieber Herr, sagte Holdheim, ich bin, wie Ihnen meine Wohnung und meine Beschäftigung sagen, sehr arm; aber um Geld zu gewinnen, setze ich mein Leben nicht aufs Spiel; stecken Sie in Gottes Namen Ihr Geld ein. Aber es gilt nach Ihrer Aussage Menschenleben zu retten und Unglück zu verhüten, und da bin ich nicht der Letzte, der sein Leben zum allgemeinen Besten der Menschheit aufopfern kann. Ich beschwöre Sie, fuhr er entflammt fort, mir aufrichtig zu sagen, ob Ihre Sache wirklich so wichtig ist, ob ein längerer Aufschub Ihnen und Andern den Tod bringen kann; nur, wenn dies der Fall ist, will ich das fast Unmögliche wagen. Gott wird uns dann um der gerechten Sache willen schützen. Feierlich beschwor der Officier nochmals die Wichtigkeit seines Auftrages und schilderte das Unglück, welches eine längere Verzögerung zur Folge haben könnte.

Doch, sagte er, entschlossen von seinem Sessel aufspringend und die Rechte des Fischers herzhaft drückend, ich will Euch nicht der Todesgefahr aussetzen; bringt mich hin zu Eurem Kahn; ich will allein versuchen, das auszuführen, was Euch unmöglich scheint, obgleich ich nicht die geringste Kenntniß von der Lenkung des Fahrzeuges besitze.

Mein Herr, erwiderte der Fischer etwas beleidigt, ich bin, so zu sagen, auf dem Wasser erzogen und habe als Fischer vielerlei Gefahren ausgestanden; ich weiß gewiß, was bei einem solchen Sturme auszurichten ist. Wenn Sie mir nicht feierlich versichert hätten, daß es Menschenleben zu retten gilt, so würde ich, versprächen Sie mir auch alle Reiche der Welt, Ihren Antrag zurückweisen. Aber ich will Ihren feierlichen Worten glauben, ich habe das gute Zutrauen zu Ihnen, daß Sie um einer geringfügigen Sache willen nicht das Leben eines armen Familienvaters auf das Spiel setzen

werden, dessen Frau und Kind, wenn das Unternehmen unglücklich ausfiele, ihres Brotes beraubt und in den traurigsten Zustand versetzt werden würden. Auch glaube ich, daß Sie, wenn nicht die höchste Noth vorhanden wäre, Ihr Leben nicht selbst gefährden würden, da Ihr Vaterland wohl noch höhere Ansprüche an Sie macht. Wohlan denn, kommen Sie, lassen Sie uns unsere Seelen Gott befehlen, denn es könnte wohl leicht sein, daß Keiner von uns das Tageslicht wieder erblickte.

Stillweinend hatte die gute Elise die ganze Rede mit angehört, und fiel nun laut schluchzend ihrem Gatten in die Arme, der eben von ihr Abschied nehmen wollte. Von dem Lebensgefährlichen des Unternehmens überzeugt, durchbebten schauerliche Ahnungen ihr bewegtes Herz. Wie gern hätte sie ihren Mann von dem gefährlichen Wagestück abzubringen gesucht; doch sie kannte die feste Gemüthsart desselben nur zu gut und wußte, wie wenig sie in andern Fällen

ausgerichtet, wenn sie Gegenvorstellungen gemacht hatte; sie mußte sich also in ihr Geschick ergeben. Sei unbekümmert um mich, gute Elise, tröstete Holdheim, als er ihre Thränen bemerkte, Gott wird uns schützen; bete zu ihm für uns und er wird Dich erhören; dies ist Alles, was ich jetzt von Dir verlange. Damit umschloß er sie noch einmal innig und nahm zuletzt auch von seinem Sohne, der unterdessen eingeschlafen war, Abschied, indem er voll banger Ahnung dessen Wange küßte. Darauf schob er den Fremden, dessen Kriegerherz von diesem Auftritt erweicht war, schnell aus der Hütte, und führte ihn, wegen des Unwetters und der schwarzen Nacht, an der Hand.

Dicht in seinem durchnäßten Mantel gehüllt, ging der Fremde neben Holdheim her, und, ohne ein Wort zu wechseln, gelangten sie an das Rheinufer, wo der Kahn des Fischers befestigt war.

Aber fürchterlich war der Anblick des wildbewegten Elements. Schäumend brachen sich

die brausenden Wogen, vom Winde gepeitscht, und erhöheten durch die fürchterliche Brandung das Grausen dieser finstern Nacht. Das Gewitter war ziemlich vorüber und nur in weiter Entfernung hörte man das dumpfe Rollen des Donners. Die letzten Blitze begrüßten noch zum Abschied flammend am fernen Horizont die Nacht. Holdheim blickte starr in die schäumende Fluth und maaß mit prüfendem Auge das Gefährliche seines Unternehmens, wenn ein Blitzstrahl die pechschwarze Finsterniß erhellte und das fernliegende jenseitige Ufer wie ein mächtiges Ungeheuer sich seinen ängstlichen Blicken darstellte.

Unwillkürlich sank er auf seine Kniee, um von Gott das Gelingen seines Vorhabens zu erflehen, während der Fremde mit gefalteten Händen ein Gleiches zu thun schien. Gestärkt erhob sich Holdheim, band den Kahn los und nöthigte den Officier, der noch in stummer Betäubung das gräßliche Natur-Ereigniß anschaute

und nun erst von der Gefährlichkeit des Unternehmens überzeugt wurde, zum Einsteigen.

Während dessen hatte die arme Elise in halber Verzweiflung ihren kleinen Ludwig geweckt, um mit ihm für die glückliche Wiederkehr des Vaters zu beten. Mitternacht war längst vorüber, aber kein Schlaf kam in ihre verweinten Augen; ihre lebhaft bewegte Phantasie malte ihr unaufhörlich das Bild ihres unglücklichen, mit den Wellen kämpfenden Gatten vor, dem sie von Herzen gern zur Hülfe geeilt wäre, wenn es in ihren schwachen Kräften gestanden hätte. Endlich nach stundenlangem Härmen schlief sie mit ihrem Sohne ein. Doch auch hier umgaukelten sie die schrecklichsten Trugbilder, die nur eine erhitzte Phantasie vor die Seele zaubern kann. Fieberisch schlugen ihre Pulse; sie sah sich von scheußlichen Thieren verfolgt, die sie mit ihren langen Klauen ergreifen wollten, und plötzlich wähnte sie sich von einem solchen Ungeheuer gepackt, welches

ihr mit aufgesperrtem Rachen fletschend die Zähne wies. Laut schrie sie auf, daß sie selbst davon erwachte. Vom Traume geängstigt stand sie auf und blickte durch das kleine Fenster in die sturmvolle Herbstnacht hinaus. Der Regen hatte nachgelassen, aber immer noch tobte heulend der Sturm und fürchterlich schlug die Brandung des aufgeregten Stromes aus der Ferne an ihr Ohr. Unter den bängsten Erwartungen verfloß diese Schreckensnacht.

Kaum war der Tag angebrochen, so hatte sie auch schon im Hause keine Ruhe mehr; bange Ahnungen stiegen in ihr auf und trieben sie an das Rheinufer, um vielleicht Kunde von ihrem Manne zu erhalten. Der Sturm hatte sich mit dem anbrechenden Tage gänzlich gelegt und eine ängstliche Stille war an die Stelle desselben getreten. Vielleicht, tröstete sie sich, hat er den Fremden noch weiter begleitet oder hält sich bei den andern Fischern des jenseitigen Ufers so lange auf. Unter ähnlichen Gedan-

ken, die ihr verwirrt im Kopfe aufstiegen, gelangte sie an die Stelle des Ufers, wo ihr Mann gewöhnlich seinen Kahn befestigt hatte. Hier sah sie den mächtigen Strom majestätisch vor sich ausgebreitet, wie er jetzt das Bild einer ruhigen Spiegelfläche darstellte, während er in der vorigen Nacht ein Bild des Entsetzens gewesen war. Es war ein köstlicher Morgen, kein Wölkchen trübte den reinen Himmel; die Sonne, vor Kurzem aufgegangen, versendete ihre wohlthätigen Strahlen über die Fluren und vergoldete die unzähligen Regentropfen, welche am Laube der Bäume und an den auch nicht von dem leisesten Zephir bewegten Grashalmen hingen und einen tausendfarbigen Glanz verbreiteten.

So weit ihr Auge reichte, konnte sie auch nicht die geringste Spur von ihrem Manne entdecken. Schon wollte sie ihren Rückweg antreten, als sie in geringer Entfernung einige ans Ufer angetriebene Bretter bemerkte. Um

sich näher davon zu überzeugen, ging sie darauf los, und sah zu ihrem größten Schrecken, daß es Überreste eines zertrümmerten Kahnes waren. Gott, rief sie mit erhobenen Armen, sollten dies die Trümmer unseres Kahnes sein? Nein, das ist nicht möglich, so kannst du uns nicht strafen! — Sie blickte schärfer hin, und mit dem Ausrufe: "Herr Jesus! sie sind es wirklich!" stürzte sie besinnungslos zu Boden.

II.

Tief schon stand die Sonne und neigte sich zum Untergange; ihre Strahlen vergoldeten die Wipfel der Bäume des Teutoburger Waldes, durch deren schwankende Zweige der Nachtwind rauschte; knarrend schlugen die hohen zackigen Kiefern zusammen und wogten wie dunkle Nebelgebilde, unheimliche Gefühle einflößend: da suchte mit angestrengten Schritten ein Wande=

rer sich aus dem Labyrinthe zu retten, in welchem er, vom rechten Wege abgekommen, sich verirrt hatte. Auf gutes Glück schritt er muthig durch das verwachsene Unterholz hin; aber bald geboten Entkräftung und die einbrechende Nacht ihm Stillstand. Von dem heftigsten Durst gepeinigt, dessen Qual ein nagender Hunger noch vermehrte, sank er gänzlich erschöpft in das feuchte Moos und kühlte seine lechzende Zunge an demselben. In dieser gebückten Lage, wobei sein Ohr den Boden berührte, vernahm er das sanfte Rieseln einer Quelle, wodurch er mit neuem Muthe belebt wurde. Trotz der nun herangebrochenen Finsterniß, die von keinem Stern erhellt wurde, weil finstere Wolken den Himmel bedeckten, jagte ihn der brennende Durst auf und er tappte unter dem dichten Laubgewölbe, zwischen dicht verwachsenem Gesträuch und hervorragenden Felsblöcken, oft mit Baumstämmen hart zusammentreffend, dem einladenden Rauschen zu. Nach langem Bemühen und

manchem harten Stoße war es ihm endlich gelungen, die matten Lebensgeister mit einem erfrischenden Trunke zu stärken.

Mit erneuerter Kraft suchte er nun sich weiter durch das dichte Gesträuch hindurch zu winden, um wo möglich einen Ausweg zu entdecken. Nach unsäglichen Bemühungen gelang es ihm endlich, sich aus dem Dickicht herauszuarbeiten und auf einen etwas gebahnten Weg zu gelangen. Desto mehr verdoppelte er seine Schritte, um nur nicht die Nacht im Walde zubringen zu müssen, der durch Räuberbanden zu damaliger Zeit höchst unsicher gemacht wurde.

Zu seiner nicht geringen Freude wurde der Wald immer lichter; auch blickte zuweilen freundlich der Mond durch die finstern Wolken auf unsern Wanderer nieder, dessen Beharrlichkeit endlich mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurde. Denn, nachdem er den Saum des Waldes erreicht hatte, erblickte er vor sich ein ansehnliches Dörfchen, auf welches er freudig

losseilte. Dort angelangt, war seine nächste Frage nach einem Wirthshause, welches er auch zu seiner großen Zufriedenheit recht bald auffand. Im Gastzimmer eingetreten, ohne von den sich darin befindenden Fremden, welche in tiefem Gespräch begriffen waren, bemerkt zu werden, bestellte er bei dem eben eintretenden Wirthe ein Abendbrot, um seinen Hunger zu stillen und sich von seiner gänzlichen Entkräftung zu erholen, und nahm an einem noch leerstehenden Tische Platz.

Nachdem er sich durch einen Trunk erquickt und das Abendbrot verzehrt hatte, schweiften seine Augen im Gastzimmer umher, und er bemerkte einen wohlgekleideten Reisenden, der sich einsam in einen Winkel zurückgezogen hatte und wenig auf die andern Gäste und auf ihr Gespräch zu achten schien. Bescheiden näherte sich Ludwig, so wollen wir unsern Wanderer nennen, diesem, und bald entspann sich zwischen Beiden eine Unterhaltung, deren immer mehr

wachsendes Interesse Ludwigs Müdigkeit gänzlich verscheuchte, und beiderseits so lange fortgesetzt wurde, bis die andern Gäste gänzlich verschwunden waren und die Mitternachtsstunde zur Ruhe rief.

"Aber es wird doch nun endlich Zeit, daß wir abbrechen, sagte der Fremde freundlich, denn ich will morgen in aller Frühe meine Reise nach Coburg fortsetzen." Nach Coburg reisen Sie? rief Ludwig erfreut aus, dies ist ja auch mein Reiseziel; wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht unangenehm ist, so können wir die Reise gemeinschaftlich machen. Nichts war dem Fremden willkommener, als dieses. Er ergriff in der Freude Ludwigs Hand und der Reiseplan ward nun noch, ehe jeder seine Schlafstelle suchte, verabredet.

Kaum graute der Morgen, so wurde Ludwig von dem schon völlig reisefertig dastehenden Fremden sanft aus dem Schlafe geweckt und mit freundlichen Worten an sein Versprechen

erinnert. Ludwig sprang hastig auf, kleidete sich schnell an, und in kurzer Zeit waren Beide auf der Straße.

Der Tag brach eben an, als sie das Wirthshaus schon ziemlich weit im Rücken hatten. Die Sonne trat jetzt majestätisch an dem von rosenfarbenem Feuer glühenden Horizont hervor und breitete ihre wärmenden Strahlen über die herrliche Gegend aus, als der Fremde das bisherige Schweigen brach, um, von der Majestät des aufgehenden Gestirns ergriffen, seinen Gefühlen für die Schönheit und die Erhabenheit der Natur Worte zu geben. Ludwig stimmte mit ihm ein, und entwickelte im Laufe dieses Gesprächs einen so begeisterten Scharfsinn, daß sein Reisegefährte nur mit der größten Aufmerksamkeit und Spannung seiner wahrhaft poetischen Rede zuhörte, und sich gedrungen fühlte, ihm seine herzliche Freude auszudrücken, in ihm einen Reisegefährten gefunden zu haben, wie er ihn sich schon lange gewünscht

hätte. — Hierauf erzählte Ludwig seine Reise durch den Teutoburger Wald und schilderte die Angst, die er bei seiner Verirrung ausgestanden hatte. Es ist aber meine eigene Schuld, fügte er hinzu, daß ich diesen Weg genommen habe, da ich eben so gut eine ganz andere Richtung hätte einschlagen können, um nach meinem näch-sten Ziele, nach Coburg, zu gelangen; ich er-warte nur daselbst einen Brief von meinem Freunde, und dann ist es mir ganz gleich, wohin sich meine Schritte wenden. Haben Sie denn keine Ältern oder sonstige Verwandte mehr? unterbrach ihn der Fremde. Keine! entgegnete Ludwig betrübt. So sind wir Lei-densgefährten, rief der Fremde mit Wehmuth aus; trösten Sie sich mit mir, auch mir hat der Himmel die Meinigen genommen und als Fremdling stehe ich unter Fremdlingen; doch er scheint uns entschädigen zu wollen, da er auf so wunderbare Weise uns, zwei so ver-wandte Seelen, zusammenführt. Lassen Sie

uns das, was uns das Schicksal geraubt hat, einer dem andern ersetzen; lassen Sie uns Freunde werden! Mit diesen Worten bot er Ludwig seine Rechte dar, der sie ergriff und mit voller Kraft an sein Herz drückte.

Wenn ich nun überzeugt bin, fuhr er fort, daß Sie als wahrer Freund an meinem Schicksal Antheil nehmen, so will ich, in der Hoffnung, daß Sie es interessirt, Ihnen einen kleinen Abriß meiner Lebensgeschichte, die durch Verkettung von Schicksalen mannigfacher Art sonderbar genug ist, getreu mittheilen.

III.

Mein Vater war einer der ersten Kaufleute zu H......; meine Mutter habe ich nicht gekannt, sie ist bei meiner Geburt gestorben. Ich als einziger Sohn sollte dem Wunsche meines Vaters gemäß die Handlung erlernen, um der=

einst sein Geschäft übernehmen und fortführen zu können. Auch hatte er alle Vorkehrungen getroffen, daß ich einst als Kaufmann die glänzendste Rolle spielen könne. Er hatte nämlich mit einem angesehenen Kaufmanne zu H......, der sein Freund war, die Verabredung getroffen, daß ich dessen einzige Tochter, Karoline, heirathen sollte. Dies war der sehnlichste Wunsch sowohl meines Vaters, als auch der meines zukünftigen Schwiegervaters. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt, und so geschah es auch hier.

Obgleich ich keine rechte Lust zum Kaufmannsstande hatte, so mußte ich doch dem ausdrücklichen Befehle meines Vaters Folge leisten, wenn ich nicht seinen ganzen Zorn auf mich laden wollte. Ich erlernte also die Handlung und brachte es auch bald dahin, daß ich meinem Vater selbst bei den wichtigsten Geschäften helfen konnte und verrichtete die mir übergebenen Aufträge stets zu dessen größter Zufrieden-

heit. Der Handelsfreund meines Vaters, Herr B., kam oft zu uns und gab dann jedesmal seine Zufriedenheit zu erkennen, wenn mein Vater meine Geschicklichkeit zur Handlung lobte. Sehr oft ging auch mein Vater zu Herrn B., wo ich ihn öfters begleiten mußte. Hier hatte ich denn Gelegenheit, mit der Tochter des Letzteren, meiner zukünftigen Braut, nähere Bekanntschaft zu machen. Für mich hatte Karoline anfänglich wegen ihrer Jugend nicht viel Interesse und ich bekümmerte mich daher wenig um sie. Doch später, als sich ihre Schönheit mehr und mehr entfaltete und sie zu einer herrlich blühenden Jungfrau herangewachsen war, wurde ich aufmerksamer und suchte öfters ihre Gesellschaft. Ehe ich selbst wußte, was Liebe sei, hatte diese schon in meinem Herzen ihre Wohnung aufgeschlagen und das innigste Verhältniß entspann sich zwischen mir und Karoline zur größten Freude der beobachtenden Väter. In den Armen meiner Karoline, die bald

für das schönste Mädchen in der Stadt galt, verlebte ich die seligste Zeit meines Lebens, und mit neidischen Augen wurde ich oft, wenn ich zu ihr ging, von vielen Stutzern, welche vergeblich das Haus meines Schwiegervaters umschwärmten, betrachtet. Doch dies kümmerte mich wenig. Es verging kein Tag, an welchem wir uns nicht gesprochen und die Schwüre unserer Liebe wiederholt hätten. Ich wurde nun 22 Jahr und schon seit einigen Jahren hatte ich, wie man zu sagen pflegt, ausgelernt.

Nun sollte ich nach dem Wunsche meines Vaters einige Jahre auf Reisen gehen, um mich ganz als Geschäftsmann auszubilden und dies war auch der Wille des Herrn B. Nach meiner Rückkehr, wenn ich die zum Kaufmannsstande erforderlichen Kenntnisse eingesammelt hätte, sollte die eheliche Verbindung zwischen mir und Karoline Statt finden. Was half's, ich mußte gehorchen, obgleich ich mich mit schwerem Herzen von meiner Geliebten trennte.

Der Tag meiner Abreise wurde bestimmt und er erschien nur zu schnell für mich und Karoline. Am Tage vorher hatte mein Vater einen prächtigen Ball veranstaltet, um mir die letzte Zeit meines Daseins noch recht zu versüßen, und zu dem Ende alle Bekannten, unter denen sich natürlich auch Herr B. mit seiner Tochter, meiner geliebten Karoline, befand, eingeladen. Noch jetzt gedenke ich mit Vergnügen dieses Tages, und vorzüglich schwebt mir die Scene stets vor Augen, wo mein Vater von dem reich besetzten Ehrentische, den schweren silbernen Pokal in der Hand, aufstand, und mit freundlichen Worten um Ruhe bat. Lächelnd blickte er auf mich und meine Geliebte, welche an meiner Seite saß, als seine volltönende Stimme erscholl.

"Meine verehrungswürdigen Anwesenden! Um die Freude dieses Tages zu erhöhen, mache ich Ihnen die Verlobung meines Sohnes mit der ehrbaren Tochter meines Freundes, des

Herrn Kaufmann B., bekannt.“ Hoch schwang er den Pokal und mit den Worten: Es lebe Braut und Bräutigam! leerte er mit einem Zuge den gefüllten Becher. Diesem Beispiele folgte die ganze Versammlung. Ein schmetternder Vivatruf, von dem die Wände des Saales erdröhnten, erscholl, und aus dem Munde aller Anwesenden strömten mir und meiner Braut Glückwünsche entgegen. Im Uebermaaße meines Gefühls sank ich meiner Karoline in die Arme, und wir statteten vereint unsern Vätern den herzlichsten Dank ab. Herr B. gab jedem von uns Beiden einen prächtigen Ring, als Denkmal unserer Verlobung; denselben, den Sie, lieber Freund, noch an meinem Finger sehen.

Als der fröhliche Tag verflossen war und die Stunde der Trennung kam, fiel mir meine Geliebte noch einmal bewegt in die Arme und brachte unter Schluchzen die Worte hervor: Karl, werde mir in der Fremde nicht ungetreu,

denk auch da an deine Karoline, die dein auf ewig ist. Mehr vermochte sie nicht zu sagen; die Stimme, durch den Thränenstrom gehemmt, versagte ihre Dienste. Stürmisch drückte ich sie an meine Brust und versicherte ihr mit feierlichen Worten, unter allen Verhältnissen im Leben, ihr treu zu bleiben, — und der Abschiedskuß brannte auf ihren Lippen und besiegelte meine feierlichen Schwüre. Nachdem ich auch von meinen übrigen Bekannten Abschied genommen hatte, trat ich, von tausend Glückwünschen begleitet, mit dem Segen meines Vaters die Reise an, die zunächst nach Magdeburg ging, wo ich einige Geschäfte zu verrichten hatte. Nachdem diese besorgt und die Merkwürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein genommen waren, verfolgte ich meine Reise weiter; doch hier die Nebenumstände derselben zu erzählen, würde Sie langweilen. Genug, ich besuchte die angesehensten Städte Deutschlands.

In der Fremde vergaß ich keinesweges meine Geliebte, stets stand ich mit ihr in Briefwechsel und erzählte ihr die Merkwürdigkeiten, die mir unterwegs aufstießen; sie hingegen benachrichtigte mich von den Ereignissen meiner Vaterstadt. Unter diesen Umständen, da ich stets einen gefüllten Geldbeutel hatte, gefiel mir das Reisen recht wohl, und wenn ich meine Braut bei mir gehabt hätte, so wäre mir nichts zu wünschen übrig geblieben.

Etwas länger als ein Jahr war ich von meiner Vaterstadt entfernt, als ich von meinem Vater einen Brief erhielt, der mich in namenloses Schrecken setzte. Er forderte mich darin zur schleunigsten Rückkehr auf. Ein Handelshaus, bei dem mein Vater große Summen stehen hatte, hatte fallirt, und ich sollte, da mein Vater durch Kränklichkeit von der Besorgung dieses Geschäfts abgehalten wurde, seine Sachen bei dem eintretenden Concurs in Richtigkeit bringen. So ungern ich auch meine Reise auf-

gab, so forderte es doch auch mein eigenes Interesse, daß ich unverzüglich meinen Rückweg antrat. Ich fuhr sogleich mit der Schnellpost ab und nach Verlauf von drei Tagen trat ich in das Haus meines Vaters.

Ein kalter Schauer überlief meinen Rücken, als ich das Gewölbe meines Vaters geschlossen fand. Ich ging bestürzt in die Stube, wo ich meinen Vater, über dessen eingefallene Wangen ich erschrak, auf seinem Lehnstuhl am Ofen antraf. Er schloß mich weinend in seine Arme und blickte mich lange mit einem Angesicht, in dessen Zügen die unverkennbarsten Spuren von tiefem Kummer zu lesen waren, wehmüthig an. Die Sachen, mein Sohn, sprach er, haben sich seit deiner Abwesenheit sehr verändert. Noch vor einigen Wochen glaubte ich einer der reichsten Einwohner hier zu sein, und jetzt bin ich fast an den Bettelstab gebracht. Ich konnte vor Erstaunen und Schrecken nicht zu Worten kommen und traute kaum meinen Augen und

Ohren. Endlich gewann ich Muth, nach der Ursache des ganzen Vorfalls zu fragen. Auch mein Vater war ergriffen, und mußte sich sammeln, ehe er mich von Allem in Kenntniß setzen konnte.

Die traurigen Vorfälle, fing er seine Erzählung an, sind diese. Mit den Handelshäusern G. & H. in L.... stand ich, wie du wissen wirst, in Handelsverkehr, und hatte von ihnen für gelieferte Waare, so wie an baarem Gelde eine Summe von 17,000 Rthlrn. zu fordern. Da ich leider die traurigen Verhältnisse der Handelshäuser nicht kannte, und nicht anders glaubte, als befänden sich dieselben im blühendsten Zustande, so ließ ich mich vor ungefähr sechs Wochen verleiten, ihnen auf einen Wechsel noch 30,000 Rthlr. zu leihen. Ich hatte gerade das Geld zum Theil liegen, zum Theil ließ ich mir's ebenfalls auf Wechsel zahlen. Daß ich etwas unbedachtsam zu Werke ging, fuhr mein Vater fort, muß ich selbst ein-

gestehen; ich bereute schon nach einigen Tagen meine Übereilung. Ich hatte es nämlich meinem Freunde erzählt, welcher bestürzt in die Hände schlug. Mein Gott! rief er aus, wissen Sie denn nicht, daß diese Häuser dem Banquerotte nahe sind, warum haben Sie mich denn nicht darum gefragt? Beeilen Sie sich um Gottes willen und retten Sie wenigstens etwas von Ihrem Gelde. Ich war wie vom Schlage gerührt und mein erstes Geschäft war, daß ich unsern Reisediener dahin sandte, um Erkundigung darüber einzuziehen. Ich erhielt von diesem die beruhigendsten Briefe, so daß ich selbst über meine Ängstlichkeit lachen mußte und mich an die Warnung des alten B. nicht kehrte. Unser Reisediener kehrte nach vierzehn Tagen zurück und versicherte, daß ich wegen meines Geldes ganz unbesorgt sein könne. Ein leeres Geschwätz habe sich allerdings von diesen Häusern verbreitet, doch an einen Banquerott sei, unter jetzigen Umständen, durchaus nicht zu den-

ken. Dadurch ermuthigt, trug ich unserm Reisediener noch auf, die Gelder mehrerer abgelaufenen Wechsel für mich in Empfang zu nehmen. Ich that dies unbedenklich, weil ich sowohl von seiner Ehrlichkeit, als auch von seiner Dankbarkeit überzeugt zu sein glaubte. Doch denke Dir! dieser Mensch, den ich als mein Kind erzogen, und mit Wohlthaten aller Art, wie Du wissen wirst, überhäuft habe, hat nicht nur das Geld der abgelaufenen Wechsel in Empfang genommen, sondern auch mit Hülfe der von mir in Händen habenden Vollmachten große Summen auf meinen Namen geborgt, so daß der Betrag sich auf 45,000 Rthlr. beläuft. Seitdem ist dieser treulose, undankbare Mensch spurlos verschwunden. Die letzte Nachricht, die ich über ihn erhalten habe, ist die, daß er allem Anscheine nach mit dem Gelde nach Amerika entwichen ist.

Kurz nach diesem Vorfalle brach der Concurs über die vorhin erwähnten Handelshäuser

aus, wobei für uns, den Umständen nach, wenig oder nichts zu retten ist.

Dazu kommt noch, daß ich bei dem jetzigen Kornhandel, da das Getraide plötzlich im Preise fiel, über 10,000 Rthlr. einbüße. So traf mich ein Schlag nach dem andern. Überall wurde bald mein Zustand, da ich kein Geheimniß daraus machte, bekannt, und von allen Seiten wurde ich hart gedrängt, und zwar so, daß du unser Gewölbe verschlossen und unsere Effecten versiegelt findest.

Dies ist die kurze Erzählung des traurigen Vorfalles, mein Sohn, schloß er schluchzend seine Rede, Du stehst nun am Bettelstabe, Du wirst ein Wehe über Deinen alten Vater ausrufen, dessen Unbedachtsamkeit Dich ins Unglück gestürzt hat. — Doch fluchen wirst Du mir gewiß nicht, mein Sohn, sagte er, mir seine Arme öffnend, ich werde wohl schwerlich diesen Fall überleben; denn ich fühle nur zu wohl, daß er mich zu schwer getroffen und meine Lebenskraft vernichtet hat!

Vater, rief ich, ihm in die Arme fallend, tröste Dich über den Verlust Deiner Güter, Du hast einen Sohn, der im Nothfalle für Dich arbeiten und den letzten Bissen mit Dir theilen wird. Mein Sohn, rief er jetzt im Uebermaaße seines Schmerzes, wisse denn Alles, Alles, was mir die Brust zersprengen möchte, Du wirst auch auf Deine Heirath verzichten müssen; denn der alte B., der so sehr mein Freund sein wollte, hat auch jetzt seine wahre Gesinnung an den Tag gelegt und mich in meiner Noth verlassen.

Erschöpft sank mein guter Vater in den Lehnsessel zurück, da ein gewaltiger Brustkrampf ihm das Sprechen versagte. Nach einiger Zeit fiel er in einen sanften Schlaf, aus welchem ich ihn nicht gern stören wollte.

Was nach dieser Erzählung in meinem Innern vorging, vermag ich nicht zu schildern; genug ich ging, nachdem ich meine Reisekleider abgelegt und mich etwas gesammelt hatte, zu Herrn B., um ein Näheres über die unglück-

lichen Verhältnisse meines Vaters zu erfahren und zugleich zu beobachten, was für eine Wirkung mein Erscheinen bei meinem künftigen Schwiegervater machen würde. Denn im väterlichen Hause hatte ich keine Ruhe, mich trieb's von hinnen, um das Uebermaaß meines Schmerzes voll zu machen.

Ich traf Herrn B. allein in seiner Arbeitsstube, mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt. Als er mich erblickte, legte er verlegen den Brief bei Seite und suchte, nachdem ich von unsern Unglücksfällen gesprochen, einige Beileidsbezeugungen hervorzubringen, welche aber so abgemessen und kalt waren, daß mir in seiner Nähe ängstlich wurde. Als ich nach seiner Tochter, meiner Verlobten, fragte, wurde er noch verlegener und suchte diesem Thema mit unverständlichen Entschuldigungen auszubeugen. Doch als ich ernstlicher in ihn drang, sagte er mit trockenen Worten: Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie diesen Gegenstand berühren;

Sie sehen, daß ich durch Umstände gezwungen, den Beschluß in Hinsicht meiner Tochter ändern mußte; Sie werden mich daher sehr verbinden, wenn Sie das Geschehene vergessen und sich nicht wieder nach meiner Tochter, — ja was soll ich's läugnen, — die schon mit einem Andern verlobt ist, erkundigen.

Solche Antwort hatte ich doch nicht erwartet; sie beleidigte an und für sich schon mein Zartgefühl nicht wenig, noch mehr aber erbitterte mich der kalte, gefühllose Ton, mit dem er sie gab, und alle Glieder zitterten mir vor innerer Aufregung. Doch suchte ich mich zu fassen. Mein Stolz erwachte, und so ruhig als möglich sagte ich ihm, daß ich eigentlich nicht gekommen sei, um alte Rechte geltend zu machen, sondern nur, wie es sich den vorigen Verhältnissen nach schicke, um nach seinem und Karolinens Wohlbefinden zu fragen. Daß ich die Ansprüche auf Ihre Tochter, setzte ich hinzu, in meiner jetzigen Lage aufgeben muß,

davon haben Sie mich so eben überzeugt; — obgleich ich nach Ihrer eigenen früheren Verfügung (und damit zeigte ich auf meinen Verlobungsring) ein Recht hätte, die Hand Ihrer Tochter mit Nachdruck zu fordern, so bin ich doch zu stolz, das von Ihnen zu erbetteln oder im Wege Rechtens zu verfolgen, was vor Gott und Menschen mein Eigenthum ist. Doch, wie konnten Sie auch, fügte ich bitter hinzu, nur im entferntesten glauben, daß der in tiefe Armuth gerathene und deswegen von Ihnen verachtete Jüngling dem Gedanken, auf die Tochter des reichsten Mannes in H...... Ansprüche zu machen, ferner noch Raum geben würde?

Erstaunt hatte mich der alte B. mit angehört, denn dies mochte ihm wohl ganz unerwartet kommen. Er suchte mir noch einige Verbindlichkeiten zu sagen und Entschuldigungen vorzubringen, die aber seine unedle Gesinnung nur noch stärker beurkundeten. Ich empfahl mich

mit dem festen Vorsatze, sein Haus nie wieder zu betreten.

Mit zerknirschtem Herzen gelangte ich in das Haus meines Vaters, der während der Zeit, weil sich sein Zustand sehr verschlimmert hatte, nach dem Bette gebracht worden war. In halber Verzweiflung warf ich mich auf das Sopha, woselbst ich Muße hatte, über meine Lage nachzudenken. Jetzt, nachdem ich die Gesinnungen des alten B. erkannt hatte, war mir Alles gleichgültig; keine Thräne entquoll meinen Augen und machte meinem gepreßten Herzen Luft. Wer weiß, was ich in diesem Zustande gethan haben würde, wenn nicht das holde Bild meiner Geliebten meiner aufgeregten Phantasie sich dargestellt hätte. Ob sie mich denn auch vergessen hat? Hat auch sie in mir nur den reichen Jüngling geliebt? Diese und ähnliche Gedanken durchkreuzten mein Gehirn.

Doch auch das Bild meines leidenden Vaters schwebte vor meinen Augen, und mit ängst-

licher Unruhe näherte ich mich, nachdem ich gehört, daß er aufgewacht war, seinem Bette. Aber Entsetzen durchbebte meine Glieder, als ich ihn erblickte. Todtenblässe bedeckte sein tief eingefallenes Gesicht und fast bewußtlos lag er da, die abgemagerten Hände zum Gebet gefaltet. Mit halb gebrochenen Augen blickte er mich an und versuchte zu sprechen; aber vor Mattigkeit war er nicht im Stande, auch nur einige Worte hervorzubringen.

Sein Zustand verschlimmerte sich mit jeder Stunde; keine Kunst der Aerzte vermochte das mir so theure Leben zu erhalten; er verschied am vierten Tage meines Dortseins in meinen Armen. Mein Schmerz darüber war grenzenlos. Nun stand ich allein in der Welt. Von allen Freunden, die früher um meine Bekanntschaft gebuhlt hatten, verlassen, hatte ich keinen, dem ich mein Leid klagen konnte.

Diese auf einander folgenden Schläge konnte auch der rüstigste Körper nicht aushalten; ich

verfiel in eine hitzige Krankheit, von der ich erst nach mehreren Wochen genas. Sodann wurde das Haus und das Kaufgewölbe nebst sämmtlichen Effecten meines Vaters verkauft und die Gläubiger aus deren Erlös befriedigt. Auch das wenige Geld, das von den banquerotten Handelshäusern gerettet wurde, nahmen die unbarmherzigen Gläubiger in Beschlag, so daß mir von dem ansehnlichen Vermögen meines Vaters, nachdem alle Schulden bezahlt waren, nur 500 Rthlr. blieben. Mir stand also kein anderer Ausweg offen, als anderswo mein Glück zu versuchen. Doch ehe ich von meiner Vaterstadt schied, hatte ich mir fest vorgenommen, noch einmal mit meiner Karoline zu sprechen; aber wie dies unbemerkt geschehen könnte, war für mich eine schwere Aufgabe. Doch bald bot sich mir eine Gelegenheit dar. Ihr Vater war nämlich auf einige Tage verreist und ich ging des Abends an seinem Hause vorbei, mit der Hoffnung, meine Geliebte zu sehen und zu sprechen.

Das Glück war mir auch günstig; sie stand, da es ein schöner Frühlingsabend war, vor der Hausthür. Von ihr Anfangs nicht bemerkt, beobachtete ich sie — kaum traute ich meinen Augen, als ich die früher in Fülle der Gesundheit blühende Jungfrau gleichsam dahingewelkt, ihre Wangen, einst von der feinsten Röthe überzogen, blaß und entfärbt und die einst entzückend feurigen Augen matt und leidend vor sich hinblicken sah. Als sie meiner ansichtig wurde, überflog eine leichte Röthe das Angesicht der holden Jungfrau. Mein Gott, Karl, sind Sie es? rief sie, als sie sich von der ersten Ueberraschung gesammelt hatte, und wollte in meine Arme stürzen; doch sie besann sich, ergriff mich bei der Hand und führte mich, da ich unwillkürlich folgte, in eine Laube ihres Gartens. Hier warf sie sich in meine Arme und weder ich noch sie konnten vor dem Uebermaaße unserer Seligkeit zu Worte kommen. Endlich brach sie das Schweigen und erzählte mir mit wei-

nenden Augen, daß ihr Vater sie während meines Hierseins mit Falkenaugen bewacht, sie sogar einige Wochen aus H...... entfernt und unter die strenge Aufsicht einer alten Base gestellt habe, wo es ihr nicht möglich gewesen sei, mir auch nur die entfernteste Nachricht von sich zu geben. Nach vielen Bitten hätte sich nun ihr Vater bewogen gefunden, sie gestern, weil er eine wichtige Reise zu machen gehabt, nach der Stadt zurückzubringen, um nur das Haus nicht ganz unter fremder Aufsicht zu lassen; jedoch werde sie, fügte sie schluchzend hinzu, nach ihres Vaters hinterlassenen Befehlen, von der alten Base überall streng beobachtet.

Sie suchte mich auch, als das Gespräch auf meine Verhältnisse kam, über meinen Verlust zu trösten, und benachrichtigte mich unter andern, daß ihr Vater sie zu einer Heirath zwingen wolle, die sie unter keinen Umständen eingehen würde und könnte. Ich setzte sie dagegen von dem, was zwischen mir und ihrem Vater vor-

gefallen war, so wie von meinem Entschlusse in Kenntniß, daß ich bald — vielleicht auf immer — von ihr Abschied nehmen müßte.

Karl, rief sie mit zitternder Stimme, wenn Sie das können, so haben Sie mich nie geliebt! Nein, das können Sie nicht, Sie werden mich nicht verlassen; ich gehöre Ihnen, ich bin Ihre Verlobte, Sie dürfen mich nicht verstoßen; dabei umschlang sie mich mit ihren Armen, als könnte uns keine irdische Macht trennen.

Ich stellte ihr mit klaren Worten die Unmöglichkeit der Erfüllung ihres Wunsches dar, und überzeugte sie, nach langer Widerrede, von der Nothwendigkeit meiner Abreise, da ich unter meinen jetzigen Umständen unmöglich länger in meiner Vaterstadt bleiben könne. Wenn Sie denn reisen müssen, sagte sie mit einem Blicke, der mich tief erschütterte, so gönnen Sie mir Ihre Gegenwart wenigstens noch bis zur Rückkehr meines Vaters. Ich versprach es und

trennte mich nun von ihr für diesen Abend, da es schon ziemlich spät war.

Noch zweimal wurde mir das Glück zu Theil, sie an dem nämlichen Orte zu sprechen. Bei dem letzten Besuche, wo ich vielleicht auf immer oder doch wenigstens auf lange Zeit von ihr Abschied nehmen wollte, war sie ganz untröstlich. Nach wiederholten Schwüren meiner ewigen Liebe und Treue mußte ich ihr noch versprechen, nachdem sie mir ihre Adresse eingehändigt, recht oft über meinen Aufenthalt und meine Verhältnisse Nachricht zu geben. Endlich drückte sie mir noch ein kleines Päckchen in die Hände, mit der Bitte, den Inhalt als ein Pfand der treuesten Liebe von ihr anzunehmen. Ich nahm dasselbe, schloß meine Geliebte noch einmal stürmisch in meine Arme, und die feurigsten Küsse, die letzten bis jetzt, überzeugten mich, daß Karoline meinem Herzen theurer als jemals war.

Mitternacht war vorüber, als dieser schwere Schritt vollbracht war und ich in meiner Miethwohnung anlangte. In dem Packete fand ich von ihrem Haar eine schöne Locke, die ich voll Rührung an mein Herz drückte, nebst einem Briefchen, in welchem zu meinem größten Erstaunen ein Wechsel von 500 Rthlr. eingewickelt war. Ich war fest entschlossen, ihr den Wechsel wieder zuzustellen, denn ich glaubte gewiß, daß sie nicht nur ihre Sparkasse, sondern wahrscheinlich auch einige von ihren Schmucksachen aufgeopfert habe, um mir meine Lage etwas zu erleichtern. Doch in dem Briefe selbst beschwor sie mich bei ihrer Liebe, ihr die einzige Gefälligkeit zu erzeigen, und das Wenige, was sie überflüssig entbehren könne, anzunehmen. Schweigend drückte ich die Zeilen ihrer Handschrift an meine Lippen und ein Thränenstrom machte meinem beklemmten Herzen Luft.

Den folgenden Tag, nachdem ich alle meine Geschäfte in Richtigkeit gebracht hatte, verließ

ich mit schwerem Herzen meine Vaterstadt, und mein anfänglicher Vorsatz war auch, Europa ganz zu verlassen, um in dem neuen Erdtheile mein Glück zu versuchen. Doch hiervon wurde ich theils durch den Gedanken an meine Geliebte, theils auch durch manche andere Umstände abgehalten. Ich wandte mich nämlich zunächst nach N., wo ich zu meiner nicht geringen Freude in einem ansehnlichen Handelshause, mit welchem mein Vater früher bedeutende Geschäfte gemacht hatte, ein gutes Unterkommen fand und von dem Herrn S..., der selbst meinen Vater gekannt hatte, ausgezeichnet aufgenommen wurde. Ich lernte mich jetzt nach und nach in mein Unglück schicken und vergaß den Schmerz immer mehr, der an meinem Herzen nagte.

Mit meiner Karoline stand ich fortwährend in Briefwechsel, sie gab mir stets die untrüglichsten Beweise und Versicherungen ihrer Liebe und beschwerte sich oft über den festen Vorsatz

ihres Vaters, sie mit einem reichen, ältlichen Kaufmann zu vermählen.

Unter solchen Umständen verging ein Jahr nach dem andern; mein Prinzipal war wegen meiner Geschäftskenntniß und meines soliden, eingezogenen Lebens mir sehr gewogen, und vertraute mir in Folge dessen die wichtigsten Geschäfte an. Vier Jahre schon war ich nun in seinem Hause, als sich plötzlich mein Schicksal änderte, und mein Glücksstern aufs Neue zu glänzen anfing.

Schon hatte ich mir durch Sparsamkeit ein hübsches Sümmchen erworben, doch reichte dies freilich nicht hin, mir eine sichere Existenz zu begründen; allein ein glücklicher Zufall ließ mein kleines Vermögen zu einer nicht unbedeutenden Höhe heranwachsen. Durch Zureden eines unserer Handlungsdiener bewogen, spielte ich nämlich mit diesem gemeinschaftlich ein Lotterieloos, und erhielt unerwartet die erfreuliche Nachricht, daß ich auf meinen Antheil 50,000 Fl. gewonnen hätte.

Dieser Glücksfall veranlaßte mich nun, daß ich ohne Zögern meinen Dienst aufsagte und mich entschloß, nach meiner Vaterstadt zurückzukehren, um bei dem alten B. um die Hand seiner Tochter anzuhalten, die er mir wohl schwerlich unter den jetzigen Umständen verweigern wird.

Diesen Vorsatz will ich jetzt in Ausführung bringen und bin auf dem Wege nach meiner Heimath begriffen. Der schönen Jahreszeit und der herrlichen Gegend halber habe ich die Reise zu Fuße gemacht, und so das Glück gehabt, Ihre mir so werthe Bekanntschaft zu machen.

Hiermit schloß der Kaufmann seine Erzählung, Ludwig aber konnte nicht umhin, ihm seine herzliche Freude auszudrücken, daß nach schweren Schicksalen, die er überstanden, ihm die Sonne des Glücks wieder lächle und der Himmel seine schönsten Hoffnungen in Erfüllnng gehen zu lassen scheine.

IV.

Unterdessen waren die beiden Reisenden in Coburg angelangt, und beschlossen einstimmig, da des Kaufmanns Geschäfte längeren Aufenthalt erforderten und auch für Ludwig der erwartete Brief von seinem Freunde noch nicht eingegangen war, einige Tage daselbst zu verweilen, ehe sie ihre Weiterreise fortsetzten.

Als sie einst Arm in Arm vor den Thoren Coburgs spazieren gingen, erbot sich auch Ludwig, seinem Freunde von seinen Lebens-Ereignissen eine kurze Mittheilung zu machen. — Gespannt hörte der Kaufmann zu, als Ludwig begann.

Von meinen Ältern ist mir wenig bekannt, weil ich sie beide an einem Tage in meinen Kinderjahren durch einen traurigen Vorfall verlor. Nur so viel kann ich mich erinnern, daß mein Vater ein Fischer war, und mit meiner Mutter nebst mir eine kleine Fischerhütte un-

fern des Rheins bewohnte, und daß eines Abends bei einem fürchterlichen Unwetter ein Fremder in unsere Hütte trat, der meinen Vater zu bewegen wußte, ihn unverweilt über den Rhein zu setzen. Seitdem habe ich meinen Vater nicht wiedergesehen. Sein Leichnam ist den folgenden Tag von andern Fischern ganz zerschellt aufgefunden nud begraben worden. Meine Mutter dagegen wurde am Ufer des Rheins ohnmächtig von den zu ihrem Beistande herzugeeilten Fischern aufgefunden. Man brachte sie zwar in eine nahegelegene Wohnung, wo sie sich auf Augenblicke erholte; allein der übermenschliche Schmerz machte noch am selbigen Tage ihrem Leben ein Ende.

Schrecklich war für mich, einem neunjährigen Knaben, der Verlust meiner Ältern. Ich stand allein im älterlichen Hause und rief vergebens, da weder mein Vater noch meine Mutter zurückkehrten und mir Nahrung reichten, mit weinender Stimme ihre Namen. Nichts

vernahm ich, als den Widerhall meiner eigenen Stimme. Niemand erschien und wollte sich des verlassenen Knaben annehmen. Von fürchterlichem Hunger gepeinigt, suchte ich vergebens nach Brot, und machte, da schon der Abend herannahte und zugleich auch meine Furcht wuchs, öftere Versuche, unsere Stube zu verlassen, die ich aber zu meiner noch größeren Angst verschlossen fand. Nach langem Drängen und Pochen gelang es endlich meinen schwachen Kräften, die Stubenthür, die nur schlecht verwahrt werden konnte, zu öffnen, als der Prediger, begleitet von einigen Männern des nahe gelegenen Dorfes, auf mich zutrat, und mich fragte, wo ich hin wolle? Vater und Mutter suchen, rief ich, die schon den ganzen Tag fort sind. Mit freundlichen Worten führte er mich zurück, suchte mich zu beruhigen und gab mir ein Stück Kuchen, welches ich begierig verschlang. Als ich darauf wieder unaufhörlich nach meinen Ältern fragte, sprach

der alte Pfarrer nach vielen Trostreden zu mir: Deine Ältern, lieber Sohn, werden nicht wiederkommen, sie sind in eine bessere Welt eingegangen, wo es ihnen sehr gut geht und sind böse auf Dich, wenn Du so oft nach ihnen fragst und nicht aufhörst zu weinen. Durch solche und ähnliche Worte, denen ich aufmerksam zuhörte, gelang es ihm endlich, mich zu beruhigen. Zufällig fiel sein Blick auf einen Geldbeutel, den der Fremde auf den Tisch gelegt hatte, und er fragte mich, wem dieser gehöre. — Ich erzählte ihm davon, so viel ich wußte, daß ein fremder Mann denselben meinem Vater gegeben, welcher ihn dafür über den Rhein gefahren habe. Nachdem er mit Fragen mich genugsam abgequält hatte, zählte er das darin befindliche Geld und sprach dann mit den anwesenden Personen. Darauf ergriff er mich bei der Hand und sagte zu mir: Höre, lieber Sohn, in diesem Hause kannst Du nicht länger allein bleiben, Du mußt mit mir nach dem

Dorfe kommen, wo Du viele Spielfreunde Deines Alters finden wirst. Wenn Du mir versprichst, immer hübsch zu folgen, so will ich Dich zu mir nehmen und Dich als mein eigenes Kind erziehen. Ich folgte diesem Manne, der mir durch sein ganzes Benehmen Zutrauen eingeflößt hatte, sehr gern, und versprach Alles zu thun, was man von mir verlangen würde.

In seinem Hause angelangt, wurde ich von seiner Frau, nachdem er mit ihr über mich gesprochen hatte, herzlich empfangen und mit Küssen überhäuft. Bald war ich in diesem Hause ganz einheimisch; meine unglücklichen Ältern hatte ich unter den Liebkosungen meiner Pflegeältern nach und nach fast vergessen, und im frohen Treiben meiner Kinderspiele blieb mir unter diesen Verhältnissen nichts zu wünschen übrig. Meine Pflegeältern liebte ich über Alles, denn sie überhäuften mich mit Wohlthaten und erzogen mich, da sie selbst kinderlos waren, als ihr eigenes Kind. Groß war daher meine Be-

trübniß, als nach einigen Jahren meines Daseins meine Pflegemutter mir durch den Tod entrissen ward; ja ich vergoß darüber vielleicht mehr Thränen, als ich über den Tod meiner unglücklichen Ältern geweint habe. Gern übernahm ich, nun schon ziemlich herangewachsen, gemeinschaftlich mit dem alten Pfarrer die Besorgung der häuslichen Geschäfte, und mein Pflegevater lobte mich oft über meinen rastlosen Eifer. Dafür lehrte er mich auch lesen und schreiben und unterrichtete mich über andere Gegenstände. Hierin machte ich bald zu seiner nicht geringen Freude die schnellsten Fortschritte, so daß er, von meinen Fähigkeiten überzeugt, mich auf ein Gymnasium schickte, wo ich meine weitere Bildung erhalten sollte. Durch den angestrengtesten Fleiß übertraf ich bald alle meine Mitschüler und erwarb mir dadurch die Liebe meiner sämmtlichen Lehrer. Mein Pflegevater war darüber außer sich vor Freude und schloß mich voll väterlicher Liebe in seine Arme, als

ich später meine Schulzeit beendet hatte, und er mich nach meinem angetretenen 19ten Jahre nach der Universität G........ bringen konnte.

Durch eigene Entbehrung bestritt der gute Greis die bedeutenden Kosten und sorgte väterlich für alle meine Bedürfnisse. Doch nicht lange sollte mir diese Aufopferung werden; der gute Pfarrer, dem ich Alles zu verdanken hatte, starb, nachdem ich erst ein Jahr auf der Universität war.

Mit dem Tode meines Pflegevaters hörten auch meine Hülfsquellen auf und ich wurde in die traurige Nothwendigkeit versetzt, für meine Erhaltung selbstständig zu sorgen. Doch der Himmel half auch hier weiter. Meine Professoren, deren Liebe ich durch gutes Betragen und Befolgung der gegebenen Vorschriften gewonnen hatte, und welche von meinem hülflosen Zustande unterrichtet waren, verstatteten mir unentgeldlichen Besuch der Collegia, und durch ihre Empfehlung ertheilte ich auch Pri-

vat-Unterricht in einigen Häusern, wodurch ich meine übrigen Ausgaben bestreiten konnte. Auf diese Weise wurde mir freilich unter sehr beschränkten Umständen mein weiteres Studium möglich.

Ruhig verlebte ich meine Studienjahre, ohne mich um das wüste Treiben einiger meiner Commilitonen, von denen ich öfter zur Theilnahme ihrer losen Streiche aufgefordert ward, zu kümmern, bis meine Laufbahn durch ein unerwartet trauriges Ereigniß plötzlich eine andere Richtung bekam.

Eines Tages ließ ich mich nämlich von einigen meiner nächsten Bekannten vom Spaziergange abhalten und zum Besuche eines Weinhauses verleiten, wobei sie mir, da sie meinen Geldmangel kannten, freie Zeche versprachen. Nach Leerung einiger Flaschen guten Rheinweins ging es äußerst lustig her, und vorzüglich mußten Tische und Stühle, so wie Gläser und leere Flaschen diese ausgelassene Fröhlichkeit empfin-

den. Nachdem tolle Streiche in Menge ausgeübt waren, schien es einem Herrn von L........, der ziemlich vom Weine erhitzt war, besonders zu gefallen, meine Person zur Zielscheibe äußerst beleidigender Witze zu gebrauchen. Eine ganze Weile that ich, als bemerkte ich dergleichen nicht, in der Hoffnung, daß dieselben aufhören sollten, auch größtentheils darum, um nicht zu ernsten Auftritten Veranlassung zu geben.

Doch als sich diese Witze in Spott verwandelten, und oft mit schallendem Gelächter begleitet wurden, ja andere Anwesende, aufmerksam gemacht, sich eines Lächelns nicht enthalten konnten, da riß der Faden meiner Geduld: Herr, sagte ich zu ihm, mit vor Wuth zitternder Stimme, bin ich der Gegenstand Ihrer abgeschmackten Witze, so geben Sie mir Rechenschaft, was Sie dazu berechtigt, und schlug mit der Hand an meinen Degen. Wer sonst? sagte er mit gellendem Lachen, wenn Sie dieses nicht

schon längst gemerkt haben, so steht es schlecht mit Ihrem Verstande. Doch seht, fuhr er fort, was der Bursche für drohende Bewegungen macht, als sei er der chevalier sans peur et sans reproche.

Was soll denn der Schlag an den Degen bedeuten? rief er von seinem Sitze aufsprin=gend; einem solchen Bücherwurm, wie Sie sind, der heute zum ersten Male ins wahre Leben eintritt, steht das übel an.

Ohne Zweifel würde er sogleich über mich hergefallen sein, wenn ihn nicht die andern Studenten zurückgezogen hätten. Allein, einmal aufgeregt, ergriff er ein volles Weinglas, wel=ches vor ihm stand und goß mir den Inhalt desselben ins Gesicht.

Das war mehr, als selbst der geduldigste Charakter zu ertragen vermochte. Schnell wie der Blitz hatte er einen solchen Backenstreich, daß er vom Stuhle zurücktaumelte und der Länge nach zur Erde stürzte. Außer sich vor

Wuth richtete sich Herr von L........ wieder auf, zog seinen Degen und hieb wüthend auf mich ein, ehe ich Zeit bekam, den meinigen zu ziehen. Wir wurden jedoch von den Übrigen, welche eigentlich schon eher hätten hemmend dazwischen treten sollen, getrennt, und nach einstimmigem Beschluß sollten wir unsere Sache, da mein Gegner darauf bestand, im Freien mit dem Degen ausmachen. So gern ich mich einem Duell entzogen hätte, so konnte ich doch unter diesen Umständen nicht zurücktreten und mußte wohl gute Miene zum bösen Spiel machen.

Ein passender, abgelegener Ort außerhalb der Stadt war bald aufgefunden, wo wir uns denn nach Anordnung der Secundanten gegenüber stellten. Wüthend drang mein Gegner auf mich ein, und machte mir durch seine von Hitze verdoppelten Hiebe nicht wenig zu schaffen. Ich dagegen focht mit möglichster Ruhe, indem ich mich stets auf Vertheidigung beschränkte und nur eine von den vielen Blößen,

die er gab, zu benutzen suchte, um ihm einen leichten und nicht gefährlichen Denkzettel geben zu können. Doch schon nach einigen Gängen fuhr mein Degen, ohne daß ich's verhindern konnte, ihm in die Brust, so daß er unter heftigen Flüchen zur Erde taumelte.

Ihr Degen hat gut getroffen, rief mein Secundant; der wandert mit Sturmschritten dem Himmel zu; machen wir uns schnell aus dem Staube, die Andern werden sich schon des Verwundeten, der schwerlich zu retten ist, annehmen. Kommen Sie! rief er wiederholt; doch fruchtlos verhallte diese Mahnung an meinem Ohre. Starr vor Entsetzen blickte ich auf meinen Gegner, der in seinem Blute schwimmend und wahrscheinlich vom fürchterlichen Schmerze gequält, sich wie ein Wurm von einer Seite zur andern wand. Verzweiflungsvoll stürzte ich zu ihm nieder, und suchte, ungeachtet ein Arzt bei der Hand war, mit einem Tuche den Strom seines quillenden Blutes zu hem-

men. O, vergeben Sie mir, Ihrem Mörder! rief ich einmal über das andere mit ängstlicher Stimme, — aber kaltes bewußtloses Anstarren, mit den fast verlöschenden Augen, war die einzige Antwort des unglücklichen Opfers jugendlichen Ungestüms. Du bist ein Mörder! tönte eine gräßliche Stimme in meinem Innern und krampfhaft faßte ich schon den Degen, um mir ihn selbst in die Brust zu stoßen, als mein Secundant, der an dergleichen Auftritte wahrscheinlich schon gewöhnt war, mich ohne weitere Umstände beim Arm nahm und mit fortriß. Noch einen Blick warf ich auf meinen Gegner zurück, dem, trotz allen Verbänden, das Blut aus der Wunde zu strömen fortfuhr; eilte voll Verzweiflung von diesem Schreckensplatze weg meiner Wohnung zu und verwünschte tausend Mal den Gang ins Weinhaus. Scheu blickte ich weg, wenn mir Jemand begegnete, denn ich glaubte, man könne mir auf meiner Stirn mit Flammenworten lesen: "Du bist

ein Mörder!" In meiner Wohnung angekommen, traf ich die schleunigsten Vorkehrungen zur Flucht und ehe eine Stunde verging, hatte ich S........ schon im Rücken. Mein Secundant hatte mir, meine hülflose Lage kennend, einige Ducaten zugesteckt, aus denen mein ganzer Reichthum bestand. Meinen Augen entströmten die bittersten Thränen; ich fiel auf meine Knie und bat Gott inbrünstig, den von L........ am Leben zu erhalten. Gestärkt erhob ich mich und mechanisch schritt ich vorwärts, ohne mich darum zu kümmern, wohin sich meine Schritte richteten. Eine Tagereise hatte ich schon in dumpfer Betäubung zurückgelegt, als sich meine Gedanken etwas zu ordnen anfingen. Zunächst beschloß ich, nach dem Wohnorte meines verstorbenen Pflegevaters zu reisen, um von dessen Ende noch nähere Kunde zu erhalten. Da er schnell gestorben war, und ich damals keine passende Gelegenheit fand, mich selbst nach meinem Erziehungs-Orte zu begeben, so

hatte ich die Vollmacht über den Nachlaß meines Pflegevaters, der mir von Rechtswegen zugefallen war, dem Schulzen des Ortes übersendet, damit dieser die nöthigen Verfügungen darüber treffe.

Bei diesem langte ich auch, nach einer dreitägigen Anstrengung, ziemlich entkräftet an. Die Freude des alten Mannes, der mit meinem Pflegevater stets in freundschaftlichem Verhältnisse gelebt hatte, und auch mich daher sehr gut kannte, war unaussprechlich, als er mich erblickte. Mit nassen Augen berichtete er mir die letzten Worte desselben und schilderte mir mit tiefer Betrübniß die Todesstunde des alten Mannes, was er um so besser konnte, da er Zeuge seines letzten Augenblicks gewesen war. Tief gerührt hatte ich die letzte Kunde von meinem Pflegevater vernommen, als mir der Schulze, nach Beendigung seiner Erzählung, einen schweren Geldbeutel überreichte, den ihm mein Pflegevater, kurz vor seinem Tode, für mich zur Aufbewahrung übergeben hatte. — Zu mei-

ner großen Freude erkannte ich den Beutel bald als denjenigen, welchen vor vielen Jahren der fremde Officier meinem Vater gegeben hatte; auch der Schulze erinnerte sich dessen, da er mit dem alten Pfarrer an jenem verhängnißvollen Tage in unsere Hütte getreten war, um für mich, als vater- und mutterlose Waise, die nöthigen Anstalten zu treffen. Der gute Pfarrer hatte zu der Zeit das Geld in Empfang genommen, um davon die Erziehungskosten für mich zu bestreiten, aber nicht das Mindeste davon verwendet. Eigentlich sollte ich, sagte mir der gute Schulze, nach der Bestimmung des seligen Herrn Pfarrers, Ihnen das Geld nicht eher einhändigen, als bis Sie auf eine oder die andere Art versorgt wären; aber ich bin alt, muß jede Stunde meines Todes gewärtig sein, und habe schon immer wegen des Geldes Sorge getragen; daher ist es am besten, ich erfülle meine Pflicht jetzt, da Sie ja nun erwachsen und mündig sind.

Nichts konnte mir unter meinen jetzigen Verhältnissen gelegener kommen, als dieses, und ich dankte dem guten Schulzen herzlich für seine Bemühung. Wahrhaft betrübt wurde derselbe, als ich dann von meinem kurzen Aufenthalte sprach, und eine wichtige, eilige Reise vorgab. Um nur den gastfreundlichen Mann nicht gänzlich zu betrüben, mußte ich wenigstens einen Tag bei ihm verweilen, der mir zu meiner Erholung auch recht zuträglich war.

Die Brust von vielfachem Schmerze erfüllt, betrat ich noch vor meiner Abreise den Friedhof, wo ein frischer Rasenhügel die irdischen Überreste meines Pflegevaters barg. Äußerst ergriffen verließ ich diese Stätte und wanderte zuletzt nach der Gegend zu, wo meine unglücklichen Ältern gewohnt hatten. Doch hier war nicht die geringste Spur mehr von unserer Hütte zu entdecken. Schwerlich würde ich die Stelle wieder erkannt haben, wo diese gestanden, wenn nicht einige Leute mir die Gefällig-

keit erwiesen hätten, mir dieselbe zu zeigen, so sehr hatte die wirkende und verbessernde Hand hier gewaltet. Nochmals warf ich einen wehmüthigen Blick auf die mir von früher her so bekannten Gegenstände und nahm mit schmerzlicher Erinnerung, von diesem mir so theuern Orte, dessen Umgebung mich an meine Kindheit und an meine unglücklichen Ältern so lebhaft erinnerte, Abschied.

Mehrere Tage waren seitdem verflossen und ich langte eines Abends höchst ermüdet vor den Thoren von Darmstadt an, wo ich einige Tage auszuruhen beschloß. Hatte ich doch nun Geld, womit ich auf lange Zeit bei weiser Einrichtung leben konnte. Ich hatte nämlich in dem Beutel 175 Ducaten gefunden und wähnte deshalb ein reicher Mann zu sein. Da es mir in Darmstadt gefiel, und ich keine weitere Nachstellungen in Hinsicht des Herrn von L........ befürchtete, so entschloß ich mich, da ohnedies die unfreundliche Jahreszeit eintrat, längere Zeit daselbst zu

verweilen, und die Ankunft des Frühlings abzuwarten. Mein Entschluß war demnächst, Erkundigungen über v. L....... Schicksale einzuziehen und sodann auf einer andern Universität meine Studienjahre zu beenden.

Allein der Himmel hatte es anders mit mir beschlossen; denn wie es schien, sollte ich, nach dem Rathschluß des Höchsten, eine andere Laufbahn einschlagen.

Einige Wochen befand ich mich nämlich in Darmstadt und bemerkte zu meinem nicht geringen Schrecken, daß sich meine Casse zusehends verringerte; da bekam ich eines Morgens ein Zeitungsblatt in die Hände, worin angezeigt ward, daß der Graf von T.... einen Informator für seinen einzigen Sohn suchte. Schnell war mein Entschluß gefaßt; ich meldete mich, ward dem Grafen vorgestellt und, — ich weiß nicht, ob zu meinem Glück oder Unglück, — von ihm unter vortheilhaften Bedingungen als Haus-

lehrer aufgenommen. Obgleich dies meinem ur=sprünglichen Plane zuwider war, so ließ ich mich doch verleiten, auf ein Jahr die Bedin=gungen anzunehmen.

Der Graf, welcher bald mit meinen wah=ren Verhältnissen bekannt wurde, überhäufte mich mit Wohlthaten, und ich ward nicht nur außer einem ansehnlichen Gehalte sein täglicher Tischgenosse, sondern auch in den engern Kreis der gräflichen Familie aufgenommen.

Mein Zögling, ein neunjähriger Knabe, war durch schlechten, vernachlässigten Unterricht sehr weit nach seinen Jahren zurück, und noch über=dies, durch die Erziehung der allzu besorgten Gräfin so verzärtelt worden, daß er nicht das Geringste vertragen konnte, und in Folge dieser Verweichlichung immer kränkelte. Von Tag zu Tag nahmen die Lebenskräfte meines Zöglings ab und ich sah voraus, daß er bald dem Grabe zueilen würde.

Meine darüber gemachten Vorstellungen beim Grafen bewirkten, daß sich dieser, nachdem auch die Aerzte, die täglich das gräfliche Haus zahlreich besuchten, es gutgeheißen hatten, zu einer Reise entschloß, und zwar nach dem sehr besuchten Badeorte Töplitz. Ich freute mich selbst auf eine solche Reise und sah mit Ungeduld der Ankunft des Sommers entgegen. Endlich erschien auch der ersehnte Tag unserer Abreise, und wohlbehalten langten wir sämmtlich in Töplitz an, welches schon von Badegästen aus allen Himmelsstrichen wimmelte. So viel ich mir aber von dieser Reise versprochen hatte, so befriedigte sie doch meine Erwartungen und Wünsche sehr wenig, weil ich, stets mit der Aufsicht meines Zöglings beschäftigt, die schöne Gegend wenig genießen konnte.

Zu meiner größten Freude ward die gräfliche Familie zu einer Lustfahrt von dem S......schen Gesandten eingeladen, wodurch ich auf zwei Tage von meinem Zöglinge, auf

den übrigens das gesunde Klima, zur Freude seiner Ältern, wohlthuend einwirkte, getrennt wurde. Mir ward diese Zwischenzeit zur freien Benutzung überlassen, und ich glaubte sie nicht besser anwenden zu können, als wenn ich einen kleinen Abstecher in die schöne Gebirgsgegend machte. Mit dem früheſten Morgen, als eben die aufgehende Sonne die Spitzen der Gebirge vergoldete, trat ich meine Reise, mit den nöthigsten Lebensmitteln versorgt, an. Der Tag war mir bei diesem Umherstreifen bald vergangen, ohne daß mir, außer Naturschönheiten, etwas Merkwürdiges aufgestoßen war, als ich, durch das viele Auf- und Abklettern der Felsen ziemlich ermüdet, an einer Ruine, die am Rande eines Felsen gelegen war, ankam. Die Gegend war hier rauh und schauerlich und erweckte in mir ein banges Gefühl. Die Felsen, welche der Ruine zunächst lagen, erhoben kühn ihre Häupter zu den Wolken empor, und wehrten, an ihren Gipfeln ganz zusammengedrängt, den

milden Sonnenstrahlen den Eingang in die Tiefe. Ich wurde seltsam bewegt von dem prächtigen Anblicke, und konnte mich kaum sättigen an der schönen Erscheinung, so daß ich eine ziemliche Weile in Gedanken versunken dastand, als ich plötzlich durch einen gellenden Pfiff aus meinen Betrachtungen gestört wurde. Ich horchte schnell auf, um zu erlauschen, was dieses Zeichen zu bedeuten habe. Ängstlich klopfte mir das Herz, als ich daran dachte, daß diese Gegend durch Räuber beunruhigt wurde. Mechanisch fuhr meine Hand nach meinem Terzerol, welches ich wohlweislich zu mir gesteckt hatte. Doch Alles blieb ruhig und ich vernahm nur die lauten Schläge meines Herzens. Eben stand ich im Begriff, meinen Weg weiter zu verfolgen, als ich das Rollen eines Wagens vernahm. Schon fing ich über meine kindische Furcht an zu lachen, als ich plötzlich eines Andern belehrt wurde. Ich hörte einen Schuß und vernahm in ziemlicher Entfernung den

schwachen Hülferuf einiger Stimmen. Das Rollen des Wagens hörte auf und eine tiefe Stille trat ein. Obgleich äußerst beklommen, eilte ich doch schnell der Gegend zu, von wo aus der Hülferuf gekommen war. Nach einer mühevollen Anstrengung erblickte ich endlich, zu meinem nicht geringen Schrecken, daß in einiger Entfernung drei Räuber mit Plünderung eines Wagens beschäftigt waren. Eben riß einer der Räuber eine Dame aus dem Wagen und schleuderte sie zu Boden, ein anderer hielt die Pferde beim Zügel und ein dritter plünderte den Wagen aus. Dies war genug, um meinen Muth zu beleben. Ich spannte mein zweiläufiges Terzerol und suchte mich so viel als möglich geräuschlos und unbemerkt dem Wagen zu nähern. Dies gelang mir, und, durch einen vorspringenden Felsen verborgen, war ich nur noch ungefähr zwanzig Schritte vom Wagen entfernt.

Hier sah ich durch eine Felsenritze ein Schauspiel des Schreckens. Der Kutscher lag, von

einer Kugel getroffen, im Blute schwimmend am Boden, und zwei Damen flehten fußfällig die Räuber um Gnade an. Schnell ergriff ich mein scharf geladenes Terzerol, steckte die Mündung desselben durch die enge Felsenritze, zielte auf einen der Räuber, welcher mir am bequemsten in der Schußlinie stand, und gut getroffen stürzte derselbe zu Boden. Der andere Schuß glückte aber nicht so, denn obgleich der durch ihn getroffene Räuber im Augenblicke zusammenstürzen wollte, so war er doch noch kraftvoll genug, sich schnell zusammenzuraffen und mit seinen Raubgesellen, vielleicht einen gefährlichen Überfall vermuthend, ohne umzublicken fortzustürzen und nicht nur den sich in seinem Blute herumwälzenden Räuber, sondern auch ihre Beute zurückzulassen. Noch getraute ich mich nicht aus meinem Versteck, weil ich nicht ohne Grund fürchten mußte, daß die Räuber, von ihrem ersten Schrecken sich erholend, in stärkerer Begleitung zurückkehren und blutige

Rache nehmen würden. In größter Geschwindigkeit lud ich also von Neuem mein Terzerol, um mich einigermaaßen in Vertheidigungszustand zu setzen. Doch dieser Vorsicht bedurfte es nicht, die Räuber mochten wohl an nichts weniger, als an eine Rückkehr denken. Ich ging daher, als ich noch eine kurze Zeit gewartet hatte, aus meinem Verstecke hervor, und wurde bald mit Vergnügen gewahr, daß ich der Retter zweier schöner Damen war. Die eine lag ohnmächtig am Boden, die andere knieete, anscheinend ebenfalls ihrer unbewußt, neben ihr. Den Räuber mußte ich gut getroffen haben, denn er lag, mit dem Tode kämpfend, röchelnd am Boden, und seine schwarze Seele schien sich von dem ruchlosen Körper zu trennen.

Im ersten Augenblicke hielt mich die eine von den Damen für einen Räuber, sie blickte mich scheu an, als ich mich ihr näherte. Doch als ich ihr freundlich zuredete, und ihr die Versicherung gab, daß alle Gefahr vorüber sei,

umklammerte sie, vor Freude aufjauchzend, meine Füße und benetzte meine Hand mit Thränen des rührendsten Dankes. Nach einiger Bemühung gelang es uns, auch die andere Dame ins Leben zurückzurufen. Es war ein blühend schönes Mädchen von etwa 16 Jahren. Als sie ihre schönen blauen Augen aufschlug und ihre vor Schreck bleichen Wangen sich wieder mit dem feinsten jugendlichen Roth überzogen, war ich von ihrem Anblick so bezaubert, daß ich anfänglich sprachlos dastand, dann aber fast mechanisch zu ihr niederknieete und die schöne Hand, die sie mir, nachdem ich ihr von ihrer Gefährtin als ihr Retter vorgestellt wurde, mit dankendem Blicke reichte, stürmisch ergriff und an meine Lippen zog. Als ich mich etwas gesammelt hatte, drückte ich meine herzliche Freude aus, mich als ihren Retter ansehen zu können, beruhigte sie, da sie sich immer noch nicht recht sicher glaubte, so viel als möglich; indem ich sie auf den von mir unschädlich ge-

machten, nzwischen völlig entseelten Räuber hinwies, und ersuchte die Damen, da die anbrechende Dunkelheit mich selbst wieder etwas unruhig machte, in den Wagen zu steigen, vor dem die Pferde zu meiner Verwunderung ganz still standen. Nachdem beide Damen durch meine Mithülfe ihren Platz im Wagen eingenommen hatten, versuchte ich, den Kutscher zu ersetzen, welchen wir, da er, durch die Brust geschossen, völlig todt war, zurücklassen mußten. Bevor aber dies geschah, hatte ich, um die Räuber noch mehr in Furcht zu setzen, und in dem Glauben zu bestärken, als seien sie durch Viele vertrieben worden, einige Mal mein Terzerol abgefeuert, welches durch den Wiederhall des Knalles einen solchen Lärm machte, daß es einer kleinen Kanonade glich.

Zum Glück waren die Pferde geduldig und ich des Fahrens, welches ich in meiner Jugend gelernt hatte, noch ein wenig kundig, und so ging es im schnellsten Trabe fort.

Obgleich es schon anfing, dunkel zu werden, so hoffte ich dennoch, vor gänzlichem Anbruch der Nacht aus der gefährlichsten Stelle zu kommen und das nächste Dorf zu erreichen, welches nach meiner Berechnung nicht allzu fern sein konnte.

Ungefährdet langten wir auch nach einer halben Stunde im vorerwähnten Dorfe am Wirthshause an, wo die Damen von der ausgestandenen Angst sich zu erholen gedachten. Nachdem ich für möglichste Bequemlichkeit meiner Schützlinge gesorgt hatte, ging ich zu dem Schulzen des Dorfes, um den Vorfall in Betreff der Räuber zu melden, damit dieser die nöthigsten Verfügungen in dieser Sache treffen könne.

Bei meiner Rückkehr zum Gasthof fand ich die Damen von einer Masse neugieriger Bauern umringt, die uns wie Wunderthiere begafften. Vergebens ersuchte ich den Wirth, uns ein an-

deres Zimmer anzuweisen; jedoch lehnte er es unter dem Vorwande ab, daß er kein besseres besitze, obgleich ich ihm eine ansehnliche Bezahlung dafür versprach. Nach dem Äußern zu urtheilen, merkte ich bald, daß wir uns in einer elenden Bauernschenke befanden, in welcher wir aber doch, durch Umstände gezwungen, eine Nacht zubringen mußten. Ich theilte den Damen diese freilich niederschlagende Nachricht mit, und faßte mit ihnen, da die Gastbetten wohl eben nicht im besten Zustande sein mochten, den Entschluß, diese Nacht wachend zuzubringen. Nachdem die Damen sich einigermaaßen erholt hatten, sprachen sie nochmals mit gerührtem Herzen ihren Dank gegen mich aus; ich hingegen gab meine Freude darüber zu erkennen, daß mich der Himmel zum Retter so liebenswürdiger Damen auserkoren hatte.

Zum Glück wurden wir bald von der lästigen Gesellschaft befreit, und, nachdem wir uns hinlänglich gestärkt hatten, suchten wir uns die

Zeit durch Erzählungen zu verkürzen. Ich nahm meinen Platz dem reizenden jungen Mädchen gegenüber, von dem ich erfuhr, daß sie die Tochter des Generals v. L..... sei, und daß sie sich erst heute Vormittag von ihrem Vater und der übrigen Dienerschaft getrennt habe, um in Begleitung ihrer Zofe den kurzen Umweg nach Töplitz zu machen, sich dort einige Tage aufzuhalten, dann wieder mit ihm zusammenzutreffen, und nachdem gemeinschaftlich ihre Reise fortzusetzen. Doch setzte sie mit auf mich gerichtetem Blick hinzu, wäre mir das Vergnügen theuer zu stehen gekommen, wenn Sie uns nicht muthvoll aus Räuberhänden errettet hätten.

Zum ersten Male in solcher Nähe des andern Geschlechts, mag ich mich wohl zuweilen etwas linkisch benommen haben, was unsern traulichen Kreis jedoch keineswegs störte.

Nur zu bald verging die Nacht für mich, denn ich befand mich am Ende recht wohl in meiner Lage, zumal, da gegen Morgen, von

der ausgestandenen Angst und der durchwachten Nacht ermüdet und erschöpft, die schöne Adelaide, so hieß die Tochter des Generals, eingeschlafen und mit ihrem holden Köpfchen an meine Brust gesunken war. Um ihr diese mir so angenehme Lage noch bequemer zu machen, war ich enger angerückt und so ruhte das schöne Mädchen in meinen Armen. Von niegefühlten süßen Empfindungen durchdrungen, verwünschte ich den Anbruch des Tages und den Augenblick, wo Adelaide, erschrocken, sich in dieser Lage zu erblicken, sich erhob. Beschämt brachte sie einige Worte zur Entschuldigung, wegen ihrer vermeintlichen Unschicklichkeit vor und bat deswegen um Verzeihung. Daß ich sie ihr gern gewährte, läßt sich denken!

Mit Sonnenaufgang verließen wir mit Freuden das schmutzige Wirthshaus; ein Knecht des Gastwirths ersetzte den Kutscher und ich nahm meinen Platz neben der schönen Adelaide ein. Nach einigen Stunden langten wir wohlbehal-

ten, doch zu meinem Mißvergnügen nur zu schnell, in Töplitz an.

Herzlich dankend für meine Bemühungen, reichte mir Adelaide die Hand und ertheilte mir die Erlaubniß, sie während ihres Dortseins noch recht oft zu besuchen, was ich mir allerdings nicht zweimal sagen ließ.

In meiner Wohnung angelangt, überdachte ich nun das für mich so erfreulich gewesene Abentheuer, wobei stets das liebliche Bild Adelaidens mir vor Augen schwebte. Bis jetzt nie gekannte Gefühle bemächtigten sich meiner; bei dem leisesten Gedanken an Adelaide fühlte ich mein Herz schneller klopfen. Könnte ich ihre Liebe gewinnen? könnte ich sie die meine nennen? — diese Gedanken stiegen unwillkürlich in mir auf. Dann aber durchbebte wieder die Erinnerung an meine bürgerliche Stellung mein Inneres. Bist du doch, sagte ich oft zu mir, ein so schlichter Mensch, der an Glücksgütern nicht einmal so viel besitzt, als er zu seinem

nöthigen Unterhalte braucht, ja der nicht einmal einen sichern Zufluchtsort hat! Und — gedachte ich erst an meine niedrige Herkunft, so drohte Verzweiflung, mir die ruhige Besinnung und die Herrschaft meiner selbst zu rauben. Rasender, rief eine innere Stimme mir zu, du wagst es, an die Liebe einer Adelaide zu denken, deren Vater ein so mächtiger, vielleicht auch ein so stolzer Mann ist, daß er deines gleichen nicht einmal beachten wird; eines Mädchens, das vielleicht bestimmt ist, einen ihr an Ansehen und Vermögen gleichstehenden Mann durch ihre Hand zu beglücken? Aber, fragt denn die Liebe nach Geld? sollte Adelaide darnach fragen? rief ich wiederum. Nein, das wird sie nicht, antwortete das pochende Herz, bei dem ich mir Raths erholte. Verstand sie nicht, fuhr ich im wohlgefälligen Selbstgespräch fort, den leisen Druck meiner Hand, als ich dieselbe ergriff? erwiderte sie ihn nicht, und verstand ich nicht, was diese Erwiderung sagen

wollte, obgleich der Druck viel leiser, als der meinige war? Ja, rief ich dann überglücklich aus, wozu braucht man irdische Güter, Macht und Ansehn, wenn sich die Herzen finden? Ich glaube, sie ist mir gewogen; und bin ich denn etwa zu schwach, mir selbst einen Namen und Ansehen zu erwerben? O, ich spüre Kraft in mir, nach dem Höchsten zu streben!

In solchen seligen Träumen dünkte ich mich reicher als ein König und ahnete dabei nicht, daß der Funke der ersten Liebe, welcher unaufhaltsam in meinem Herzen aufflammte, meine Ruhe auf immer zerstören würde.

Noch einige Male hatte ich mit Adelaide gesprochen und sie selbst auf einigen Spaziergängen begleitet, ehe sie ihre Reise fortsetzte. Beim Abschied, wo ich sie allein auf ihrem Zimmer traf, war sie, wie ich deutlich wahrnehmen konnte, sehr bewegt. Auch ich schien ihr nicht gleichgültig zu sein. Nehmen Sie, sprach sie mit ihrer Engelstimme, diesen unbe-

deutenden Ring, und bei diesen Worten zog sie diesen Ring — den Sie an meiner Hand sehen — vom Finger, zum Andenken an unser sonderbares Zusammentreffen. Nie werde ich Sie und Ihren Edelmuth, den Sie gegen zwei hülflose Mädchen an den Tag legten, vergessen. Dabei reichte sie mir ihre Hand zum Abschiede und eine Thräne stand in ihrem schönen Auge.

Dies war für meine, ohnehin schon sehr aufgeregte Phantasie zu viel; ich bedeckte ihre Hand mit unzähligen Küssen. Meiner Gefühle nicht mehr Meister, stürzte ich zu ihren Füßen, drückte ihre zarte Hand an meine glühende hochschlagende Brust, und, meine Niedrigkeit und ihre hohe Abstammung vergessend, rief ich voller Seligkeit aus: Adelaide, Sie begleitet der Frieden meiner Seele, Sie sind mein, ewig mein! Mein Louis! flüsterte sie, neigte sich zu mir herab und der erste Kuß der reinsten Liebe brannte auf ihren Lippen. Stürmisch schloß ich

sie in meine Arme, aus denen sie sich, zum Bewußtsein gekommen, sanft wand. Ein hoher Purpur der Überraschung und Scham überzog ihre Wangen und verschönerte dadurch noch mehr ihre lieblichen Züge.

In diesem Augenblicke trat ihr Kammermädchen ein und holte sie ab nach dem unten auf sie wartenden Wagen. Ich begleitete sie bis dahin. Sie stieg ein, warf mir noch einen vielsagenden Blick zu, und der dahin rollende Wagen entzog sie meinen vor Liebesschmerz brennenden Augen.

Mit ihr war auch der Friede meines Herzens auf immer dahin. Nirgends fand ich Ruhe mehr, und selbst der gräflichen Familie, die von ihrer Lustfahrt zurückgekehrt war, fiel mein verändertes Wesen auf. Ich erzählte dem Grafen mein gehabtes Abentheuer mit den Räubern, der meine Entschlossenheit nicht genug rühmen konnte, und der Gräfin schien diese That sogar unerhört. Natürlich verschwieg ich hierbei die

näheren, auf mich Bezug habenden Umstände, in Hinsicht meiner Herzens-Angelegenheiten.

Seit der Abreise Adelaidens aus Töplitz war eine Leere in meinem Herzen entstanden, die an diesem Orte nicht auszufüllen war. Alles ekelte mich seitdem an, ich war ein wirklicher Kopfhänger geworden, und hatte allen Reiz für Kunst und Naturschönheit verloren. Mit eben so großer Freude, wie ich mich auf die Ankunft gefreut hatte, sah ich nun wieder unserer Abreise entgegen. Mein Zögling hatte sich zur Freude seiner Ältern recht erholt; die Badekur hatte, wie ich vorausgesehen, wohlthätig auf ihn gewirkt und ein frisches Roth blühte auf seinen sonst bleichen Wangen.

Doch dieses war auch das letzte Aufglimmen seines schwachen Lebensfunkens. Wenige Wochen nach unserer Nachhausekunft erkrankte er und ein hitziges Fieber machte, trotz aller ärztlichen Hülfe, schnell seinem Leben ein Ende. Groß war der Jammer der gräflichen Familie,

da mit ihrem einzigen Sohne ihre Hoffnung, einen Stammfolger zu hinterlassen, zu Grabe ging. Aber auch für mich war dieser Unglücksfall höchst traurig, weil ich mich von Neuem genöthigt sah, ein anderes Unterkommen zu suchen.

Mit der Vorsehung hadernd, verließ ich meinen bisherigen Wohnort und pilgerte, mein kleines Felleisen auf dem Rücken, auf gutes Glück weiter, ohne mich sehr um mein Reiseziel zu kümmern. Einige Tagereisen hatte ich planlos zurückgelegt und gelangte mit wundem Herzen und Füßen eines Sonntags Morgens in D..... an, woselbst der feierlich erhebende Glockenton, die Einwohner des Ortes zum Gotteshause rufend, in mir ein unnennbar wehmüthiges Gefühl erweckte. Festlich gekleidete Leute gingen bei mir vorüber und sahen mit forschenden Blicken auf den armen bestäubten Reisenden, der wie ein Verlassener in die weite Welt pilgerte, ohne nur einen theilnehmenden Verwandten oder Freund zu haben. Unglück-

licher als je fühlte ich mich in dieser Stunde und beneidete eine Menge kleiner Kinder, die frei von drückenden Nahrungssorgen, in unschuldiger Freude vor den Thüren spielten. Im dumpfen Hinbrüten versunken, durchschritt ich ruhig die Straßen der Stadt und wischte zuweilen eine Thräne, die sich verstohlen aus meinem Auge drängte, von meiner Wange, als ein vornehmer Herr, den ich gar nicht bemerkt hatte, auf mich zugetreten war, und mich mit einem Ausruf der Freude bei meinem Namen nannte. Wie ein elektrischer Schlag wirkte diese Stimme auf mich, und ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als Herr v. L........, den ich im Duell ermordet zu haben glaubte, frisch und munter vor mir stand. Mein Gott, rief ich aus, sind Sie es wirklich, Herr v. L........, oder ist es ein Trugbild meiner aufgeregten Phantasie?

Wie Sie sehen, antwortete er lächelnd, bin ich von Fleisch und Blut, und derselbe, der

von Ihrem Degen für seinen Leichtsinn gestraft wurde. Doch in aller Welt, was ist denn aus Ihnen geworden? kein Mensch wußte, wohin Sie gestoben oder gepflogen waren, und trotz aller von mir angewendeten Bemühung, Ihren Aufenthalt zu erfahren, konnte ich nirgends eine Auskunft über Ihr Schicksal erhalten. Doch kommen Sie, fuhr er fort, mit in meine Wohnung und theilen Sie mir Alles mit; ruhen Sie bei mir aus und lassen Sie allen Groll, wenn Sie diesen gegen mich noch hegen, vergessen sein.

Unterdessen waren wir in seiner Wohnung angelangt, woselbst mir ein gut meublirtes Zimmer angewiesen und auch sonst für jede nur mögliche Bequemlichkeit gesorgt wurde. Dankend sank ich auf meine Knie nieder und pries den Lenker der Schicksale. Die quälende Schuld, ein Mörder zu sein, hatte bis jetzt mit Centnerlast auf meinem Gewissen gelegen; jetzt, da ich mich frei von ihr wußte, wurde mir unendlich wohl; ich wagte wieder ohne Scham-

röthe mich meinem Schöpfer im Gebete zu nahen und konnte nun ohne Zittern Jedem frei ins Angesicht schauen!

Als Herr von L........, der schon seit einem Jahre ein öffentliches Amt bekleidete, meine ganzen Verhältnisse erfahren hatte, gab er mir nicht nur die untrüglichsten Beweise seines Beileids, sondern auch, als mein nunmehriger wahrer Freund, das Versprechen, daß er wieder gut machen wolle, was er durch seinen Leichtsinn bei mir verschuldet habe. Ja, Freund, rief er aus, nachdem ich nach mehrwöchentlichem Aufenthalte wieder abreisete, verlassen Sie sich auf mich, ich werde meinen Vater, den Präsidenten, dahin zu bewegen suchen, daß Sie auf eine anständige Weise versorgt werden. Diesem ist es ein Leichtes, Sie bei einer vorkommenden Gelegenheit unterzubringen. Nur geben Sie mir immer von Ihrem Aufenthalte Nachricht, daß ich weiß, wo Sie zu finden sind, wenn etwas vorfällt.

Dieses habe ich auch bis jetzt noch nicht versäumt, erzählte Ludwig weiter. Ich habe unterdessen größtentheils zu meinem Vergnügen fast ganz Deutschland durchreist, und erwarte wieder in Coburg einen Brief von L........, der mir, nach dem vorigen Briefe zu urtheilen, und wenn mir sonst das Glück günstig ist, vielleicht ein Amt verschafft.

Hiermit endigte Ludwig, den der geneigte Leser nunmehr als den Sohn des unglücklichen Fischers Holdheim kennen wird, seine Erzählung.

V.

Nach einem zweitägigen vergeblichen Warten auf Nachricht, wurde endlich Ludwig von der peinigenden Ungewißheit, durch einen Brief von Herrn von L........ befreit. Mit triumphirender Miene las er denselben seinem Freunde vor, der die aufrichtigste Mitfreude darüber

empfand. Also vier Wochen haben Sie noch Zeit, sagte dieser, ehe Ihre Gegenwart in D..... nöthig ist, um das versprochene, von Ihrem sorgenden Freunde verschaffte Amt anzutreten. Da haben Sie noch Zeit genug, mein fernerer Reisegefährte bis nach meiner Vaterstadt zu sein. Vielleicht können Sie noch, was für mich eine doppelte Freude sein würde, Zeuge meines Glückes sein, und der Himmel mag helfen, daß auch Sie den Hafen Ihres Glückes endlich erreichen.

Das werde ich wohl nie, entgegnete Ludwig traurig; sollte auch jetzt der Himmel mir eine sichere Stellung verschaffen und somit mir für die Zukunft heitere Aussichten eröffnen, so bleibt mir doch noch ein Wunsch, ein heißes Verlangen, hinsichtlich dessen es wohl Thorheit von mir sein würde, der Hoffnung auf Erfüllung Nahrung zu geben. Mein Freund, das werden Sie selbst eingestehen, daß meine Ansprüche zu hoch gestellt waren; daß nur der Leichtsinn

eines Unbesonnenen dazu gehört, die in mir lodernde Liebesflamme weiter zu nähren. Und doch kann ich beinahe nicht anders, die Stimme der Liebe überwältigt bei mir nur zu oft die Stimme der Vernunft. Ach, hätte ich das damals geahnt, als ich Adelaide aus Räuberhänden errettete, daß sie mich mit solchen drückenden Liebesbanden fesseln würde, ich würde unmittelbar nach ihrer Rettung ein Wiederzusammentreffen vermieden haben! Doch mein Herz kannte die Gefahr nicht, ich selbst war viel zu sehr Neuling, als daß ich mich hätte beherrschen sollen. Meine Seelenruhe ist auf ewig dahin, kein zweites Ideal wird es für mich geben, das fühle ich nur zu wohl.

Weg mit solchen trüben Gedanken! rief der Kaufmann, hat man denn nicht Beispiele, daß das Unmöglichscheinende möglich geworden ist? kann dies bei Ihnen nicht auch geschehen? Sie lieben Adelaide und werden jedenfalls von ihr wiedergeliebt, Sie haben dieselbe mit eigener

Lebensgefahr aus dringender Noth gerettet, sollte dies nicht Anerkennung finden? sollte nicht treue Liebe die Hindernisse besiegen können, die der Unterschied des Standes Ihnen in den Weg legen könnte? O, daran verzweifeln Sie nie! Oder, giebt Ihnen mein Schicksal nicht schon einen schlagenden Beweis, daß treue Liebe endlich zum Ziele führt? Auch ich hätte nie geglaubt, daß ich meinen Herzenswunsch je erfüllt sehen würde. Trösten Sie sich also, armer Freund, es wird mit Ihnen noch Alles gut werden. Aber nun lassen Sie uns auch Anstalten zur Weiterreise machen, unsere Geschäfte sind hier beendigt und mich treibt auch die Sehnsucht, meine Braut, nach einer mehrjährigen Trennung, zu umarmen.

Ludwig hatte natürlich, gegen diese billige Forderung seines Freundes, nichts einzuwenden und so verließen beide noch an diesem Tage Coburg. Um desto schneller vorwärts zu kommen, hatten sie sich in einen Wagen gesetzt,

welcher mit ihnen schnell auf der glatten Landstraße dahin rollte. Je näher der Kaufmann, nach einer mehrtägigen Reise, seiner Vaterstadt kam, desto weniger vermochte er seine Freude, die sich in allen seinen Bewegungen aussprach, zu zügeln. Oft ergriff er in der Freude Ludwigs Hand und preßte sie krampfhaft zusammen; oder er bog sich weit zum Wagen hinaus, ob er noch nicht die Thürme seiner geliebten Vaterstadt erblickte.

Schon senkte sich der Abend und dunkle Wolken umzogen den vorher so klaren Himmel, da traten aus dem Zwielicht die dunkeln Spitzen der Thürme seiner Vaterstadt hervor. Bei diesem Anblicke sank der Kaufmann bewegt in Ludwigs Arme und einzelne Thränen der Wehmuth rollten über seine Wangen. Der Mond blickte zuweilen, durch die neidischen Wolken auf unsere Reisenden nieder und zeigte ihnen dann die dunkeln Gestalten der Häuser von H......

Gott, rief der Kaufmann mit zum Himmel gerichteten Blicken, du bist ein gerechter, guter Vater! Wie war mein Herz zerrissen und von Zweifeln an deine göttliche Vorsehung erfüllt, als ich vor vier Jahren denselben Weg hülflos und verlassen aus meiner Vaterstadt machte! Du hast mein damaliges heißes Flehen erhört, und mich jetzt in den Stand gesetzt, daß ich über meine treulosen Freunde und Bekannte triumphiren kann. Lebte nur mein armer, alter Vater noch, der aus Bekümmerniß über meine trostlose Zukunft ins Grab sank, wie würde der sich freuen, wenn er mich so wohl versorgt wieder erblickte. Doch ich will nicht gegen deine Vorsehung murren, du hast es ja dessenungeachtet so wohl mit mir gemacht!

Unterdessen rollte der Wagen durch die Thore und hielt vor dem Hôtel de R.

Freudig pochte dem Kaufmann das Herz, als er die wohlbekannten Töne seiner Landsleute hörte und ein sonderbares Gefühl bemäch-

tigte sich seiner, als später sein früherer Jugendfreund, der Sohn des Wirthes, in seine Stube trat, um sich nach seinen Befehlen zu erkundigen. Mit durchbohrenden Blicken sah der Kaufmann diesen an und gedachte recht lebhaft der Vergangenheit, wie auch dieser treulose Freund sich bei seinem unverschuldeten Unglücke zurückgezogen hatte. Doch mochte derselbe den Kaufmann im ersten Augenblick wahrscheinlich nicht erkennen; denn er zog sich bald nach erhaltenen Aufträgen, ohne die geringste Spur der Erkennung in seinen Mienen zu verrathen, zurück.

Allein am andern Morgen wurde der Kaufmann bald erkannt, und überall, als man seine glänzenden Verhältnisse erfuhr, zuvorkommend begrüßt. Auch der alte B. gehörte nicht zu den Letzten, die ihm ihre Freundschaft wieder versicherten. Nichts war also für ihn leichter, als das dem Scheine nach ganz aufgelösete Liebesband wieder zu befestigen, und die nunmehrige Ein-

willigung vom alten B. zur Verheirathung mit seiner Tochter zu erhalten. Dazu wurden nun auch beiderseits die schleunigsten Anstalten gemacht, und wohl gab es in dieser Stadt kein glücklicheres Paar, als die schwer geprüften Liebenden. Worte sind zu schwach, das erste Wiedersehen derselben zu beschreiben und die wonnigen Gefühle, die sie beseelten, zu schildern.

Ludwig sah diesem Allen mit aufrichtiger Theilnahme zu und fühlte sich selbst glücklich, da es sein Freund in so hohem Grade war. Leider konnte er aber das Vermählungsfest desselben, welchem er so gern beigewohnt hätte, nicht abwarten; ein unerwarteter Brief des Herrn von L........ mahnte ihn zur schleunigsten Abreise. Schwer wurde den beiden einander so theuer gewordenen Freunden der Abschied, welcher nur durch das gegenseitige Versprechen etwas erleichtert wurde, sich recht oft von ihren Verhältnissen mit einander zu unterhalten.

VI.

Den Kopf von vielfachen Gedanken durchkreuzt, verfolgte Ludwig die Landstraße, welche ihn zum Wohnorte des Herrn von L........ führen sollte. Unaufhörlich schwebte ihm das Bild seines nunmehr glücklichen Freundes vor Augen, wie dieser unter mancherlei widrigen Verhältnissen dennoch das Ziel seiner Hoffnungen erreicht hatte. Dabei gedachte er natürlich auch an seine eigenen Verhältnisse und seine aufgeregte Phantasie malte ihm mit lieblichen Bildern sein erstes Zusammentreffen mit seiner Geliebten aus. Doch bald stiegen wieder bange Zweifel in ihm auf. Ich Thor, rief er schmerzlich aus, da quäle ich mich nun mit Gedanken, die zu nichts führen. Wer bürgt mir denn dafür, daß nicht meine Adelaide schon die Gemahlin irgend eines angesehenen Mannes ist, und daß dieselbe vielleicht meiner nicht einmal gedenkt, während ich ihretwegen unaussprechlich

leide? Doch, Nachricht muß ich von ihr haben, koste es was es wolle.

Unter ähnlichen, seinen Gemüthszustand nur noch mehr erschütternden Gedanken verfolgte er seinen Weg, ohne auf irgend weiter etwas zu achten. Tausende von Luftschlössern wurden von ihm gebaut, welche aber alle wie Seifenblasen wieder verflogen. Einige Tagereisen hatte er zurückgelegt, und die untergehende Sonne, die ihre Strahlen schon in ganz schräger Richtung sendete, mahnte den müden Wanderer zur Aufsuchung einer Ruhestätte. Dem Wohnorte des Herrn von L....... hatte er sich bis auf zwei Meilen genähert und er hoffte deshalb den andern Tag bei guter Zeit daselbst einzutreffen. Ermüdet warf er sich auf sein Lager und erwachte nicht eher, als bis schon die Sonnenstrahlen sein Gemach erleuchteten. Erschrocken, so lange geschlafen zu haben, stand er schleunigst auf und schickte sich neugestärkt zur Weiterreise an; denn nunmehr hatte er keine

Zeit mehr zu verlieren, wenn er Herrn von L........'s Geduld nicht auf zu harte Proben stellen wollte, weil schon ein Tag über den festgesetzten Termin verflossen war.

Wohlbehalten langte er denn auch nach einer dreistündigen Anstrengung zur Freude seines Freundes an, welcher ihn auf das Freundschaftlichste empfing. Ich trug schon Ihretwegen Sorge, sagte er sanft verweisend, denn ich glaubte, mein letzter Brief würde zu spät in Ihre Hände gekommen sein, oder ein widriger Umstand könnte Ihre Reise verhindert haben; hier werden Sie schon sehnlichst erwartet und Sie haben vor der Hand weiter nichts zu thun, als sich meinem Vater, welcher Sie zu sprechen wünscht, vorzustellen, um Ihr Amt antreten zu können. Arbeit werden Sie wohl anfänglich genug haben, denn Sie sollen einstweilen als Canzleigehülfe eintreten, und da giebt es alle Hände voll zu thun. Leider werden Sie sich aber dessen ungeachtet in der ersten Zeit

mit einem mäßigen Gehalte begnügen müssen, bis Sie sich die Bahn zu einer einträglichen Stelle gebrochen haben.

Freudetrunken stürzte Ludwig in die Arme seines Freundes und dankte ihm mit warmen Worten für seine edle Bemühung. Noch an demselben Tage wurde auch Ludwig durch ihn bei seinem Vater, dem Präsidenten, eingeführt, welcher ihn freundlich als einen Längstbekannten begrüßte. Nachdem er mit diesem Rücksprache genommen, wurde ihm seine Bestallung als Canzleisecretair eingehändigt und nach einigen Tagen auch vom Regenten bestätigt. Auch diesem stellte sich Ludwig vor und wurde von ihm ebenfalls, nach einer langen Unterredung, huldvoll entlassen.

Mit rastlosem Eifer trat er sein Amt an und seine fleißigen und sorgfältigen Arbeiten waren schlagende Beweise, daß sich Herr von L........ seines Empfohlenen nicht zu schämen brauchte. Auch seine Vorgesetzten spra-

chen, nachdem sie sich hinlänglich von seinen Fähigkeiten überzeugt hatten, unverholen ihr Lob darüber aus und selbst dem Landesherrn blieb dieses gute Zeugniß nicht unbekannt. Dieses hatte denn auch zur Folge, daß Ludwig, ehe er es selbst erwartete, nicht nur eine bedeutende Gehaltszulage, sondern auch nach Verlauf von zwei Jahren einen ansehnlicheren Posten anvertraut erhielt. Durch seine unbestechliche Rechtlichkeit, seinen fortgesetzten Diensteifer und sein musterhaftes Betragen gewann er nicht nur im vollsten Maaße die Liebe seiner Vorgesetzten, sondern auch die Huld des Monarchen, mit welchem er Gelegenheit hatte, näher bekannt zu werden.

Dies Alles konnte nur vortheilhafte Wirkungen für ihn haben, und so kann man sich nicht wundern, daß er, zur aufrichtigen Freude seines Freundes, von Stufe zu Stufe stieg.

Dem Anschein nach hätte nun Ludwig ein ganz glückliches Leben führen können; denn mit

den angesehensten Personen der Stadt hatte er Umgang, und überall erwies man ihm Achtung, ja, man buhlte selbst, da er der erklärte Günstling des Landesherrn geworden war, um seine Freundschaft. Doch bei alle dem war er unglücklich, ihm fehlte die Seelenruhe, die er für immer verloren hatte. So sehr er sich auch bemüht hatte, nähere Kunde von seiner Geliebten zu erhalten, so war doch seine Nachforschung immer vergebens gewesen, und er quälte sich trostlos mit liebeskrankem Herzen herum. Obgleich er aber seine Empfindungen zu verbergen suchte, so war er derselben in manchen Stunden doch nicht Meister genug, als daß Viele nicht hätten bemerken sollen, daß ein zehrender Wurm an seinem Herzen nage. Sein stilles, eingezogenes Leben fiel Jedermann auf, und sein sichtbares Vermeiden, mit Personen des andern Geschlechtes zusammenzutreffen, ließen bald den Schluß folgern, daß Ludwig unglücklich liebe.

Oft wurde er dann von seinen Bekannten über die Art seines Betragens geneckt, und wiederholt aufgefordert, mit den Schönheiten der Stadt Bekanntschaften anzuknüpfen. Solche Erinnerungen erregten nur noch mehr die heiße Sehnsucht nach seiner Adelaide und waren der Grund, daß sich seines Wesens oft eine düstere Melancholie bemeisterte, wodurch manche schöne Stunde des Tages getrübt wurde.

In einer solchen Stimmung erhielt er einst vom Monarchen den Auftrag, in Staats-Angelegenheiten eine Reise nach Wien zu machen, welchem Geschäfte er sich auch mit wahrem Vergnügen unterzog. Mit aller Eile wurde die Reise selbst von ihm betrieben, weil er dadurch einige Zerstreuung für sein beunruhigtes Gemüth zu finden glaubte. Ungefährdet langte er auch in der Kaiserstadt an, wo er genug Gelegenheit fand, seine trüben Gedanken zu verscheuchen. Denn einige Wochen, das lehrte ihn sein erster Geschäftsgang, würden wohl

vergehen, ehe er seine Aufträge beendigt hätte. Nun hatte er Muße genug, die alte so berühmte Kaiserstadt in ihrem ganzen Umfange und Inhalt kennen zu lernen; was er auch keinesweges versäumte. Des Abends ging er gewöhnlich ins Theater oder ergötzte sich im Opernhause an den ausgezeichneten Conzerten.

Eines Abends, als er das Opernhaus wieder besuchte, schweifte sein Blick unwillkürlich auf den Kreis der Damenwelt umher. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er unter den anwesenden Damen die ihm nur zu bekannten Züge seiner Adelaide bemerkte. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, erbebte sein ganzer Körper und siedend heiß fühlte er sein Blut durch die Adern rinnen. Es kostete ihm Mühe, seine Aufregung vor den Anwesenden zu verbergen und seine Freude zu zügeln. Um sich näher zu überzeugen, daß ihn seine Augen nicht getäuscht hätten, trat er etwas weiter vor, und, o Himmel! Adelaidens Blick richtete sich

in diesem Augenblicke auch auf ihn. Der plötzliche Wechsel ihrer Gesichtsfarbe, ihre kaum zu verbergende Unruhe waren nur zu deutliche Wahrzeichen, für den Glücklichen, daß auch Adelaide ihn erkannt hatte.

Nach Beendigung der Oper richtete er sein ganzes Augenmerk auf seine Geliebte, um dieselbe im Gedränge nicht zu verlieren und näherte sich ihr so, daß sie unmittelbar bei ihm vorbei mußte. Aber auch die zärtliche Adelaide hatte nur Augen für ihn gehabt; ein Zeichen von ihr machte ihm bemerklich, daß er ihr folgen solle. Ludwig begleitete sie bis vor die Thüre, wo ihr Wagen ihrer wartete. Wegen des starken Menschengedränges konnten beide nur wenig Worte wechseln; doch war Ludwig überaus glücklich, als er von ihr die Einladung zu einem Besuche erhielt.

Freudetrunken eilte er nach seiner Wohnung und überließ sich ganz seinen Gefühlen, die für diese Nacht allen Schlaf verscheuchten. Unruhig

warf er sich endlich auf sein Lager und zählte jede Minute bis zu dem seligen Augenblick, wo er seine Adelaide, nach so langer Trennung, ungestört sprechen könne. Endlich brach der lang ersehnte Tag an und eilig sprang er von seinem Lager auf, um sich zu diesem Besuche gehörig vorzubereiten. Schlag 10 Uhr stand er denn auch, sorgfältiger als je angekleidet, vor dem bezeichneten Palaste; zitternd ergriff er die Klingelschnur und sein Herz pochte gewaltig, als ein Diener die Thür öffnete und er eintrat. Von diesem wurde er in die obern Gemächer geführt, wo ihn schon der alte General, durch seine Tochter vorbereitet, auf dem Sopha sitzend und sein Morgenpfeifchen rauchend, zu erwarten schien.

Mit einem derben Händedrucke wurde er von diesem begrüßt und zum Sitzen genöthigt. Also Ihnen, junger Mann, fing der General an, habe ich die Rettung meiner Tochter aus Räuberhänden zu dankeu. Sie haben durch

Ihre kühne und entschlossene That mich zu Ihrem ewigen Schuldner gemacht. Sie haben mir mein theuerstes Kleinod, mein einziges Kind, meine einzige Freude auf dieser Welt, gerettet. Nehmen Sie meinen innigsten Dank. Schon längst, fuhr er fort, hat mir meine Tochter von ihrem edlen Retter erzählt und ich habe mich fortwährend vergebens nach Ihnen erkundigt, um Ihnen meinen Dank abzustatten. Nun wird auf einmal mein Wunsch, den kühnen menschenfreundlichen Mann persönlich zu sprechen, erfüllt. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Freund! sagte der General, indem er Ludwigs Hand ergriff; wenn ich nur in etwas Ihre edle Handlung vergelten kann, so wird es mir zur größten Freude gereichen.

Was ich that, entgegnete Ludwig bescheiden, war meine Schuldigkeit, jeder Andere würde an meiner Stelle auch so gehandelt haben.

Hol' mich der T....., das ist nicht wahr, rief der alte Krieger dazwischen; Viele hätten

sich furchtsam zurückgezogen und die Pflichten der Menschlichkeit hintenangesetzt. Nur ein solcher rettender Engel, mit solchem Muthe, wie man ihn selten findet, konnte das Wagniß ausführen. Ich als Soldat kann dergleichen Fälle, nach ihrem wirklichen Standpuncte, beurtheilen. Doch zur gelegenen Zeit erzeigen Sie mir wohl noch die Gefälligkeit, und erzählen mir noch einmal den ganzen Hergang der Sache.

Verstohlen hatte sich Ludwig, während dieses Gesprächs, nach Adelaiden umgesehen, als diese plötzlich erschien. Beide suchten nach gegenseitiger Begrüßung so viel als möglich ihre Unruhe zu verbergen, und der alte General merkte nicht, was Beide empfanden.

Aber Wetter noch einmal, wie ist mir denn, fing der General wieder an, habe ich Sie nicht gestern schon beim Minister gesehen? Das ist möglich, entgegnete Ludwig, der sich nun auch des Officiers erinnerte, der bei seiner Ankunft vom Minister zur Treppe hinunter begleitet

wurde; ich war einige Mal Geschäfte halber bei ihm.

Ah so, ich verstehe, sagte der General, der Minister hat mit mir von Ihnen gesprochen; Sie sind in Angelegenheiten Ihres Landesherrn hier. Nun, das wird wohl noch einige Schwierigkeiten verursachen, wie mir der Minister selbst versicherte, indessen, wenn ich Ihnen bei Ihrer Gesandtschaftsreise behülflich sein kann, so will ich es gern thun. Da aber jedenfalls einige Zeit vergehen wird, ehe Sie Wien werden verlassen können, so würden Sie mir ein Vergnügen bereiten, wenn Sie mich täglich besuchten und die Zeit über mein Tischgenosse würden. Scheinbar suchte Ludwig diese Ehre abzulehnen, doch mußte er, natürlich nicht ohne innere Freude, zusagen.

Täglich hatte nun Ludwig Gelegenheit, mit Adelaide zu sprechen, und nach gegenseitigem Verständnisse wurde nun der Liebesbund, freilich im Rücken des Generals, nur noch fester

geschlossen. Denn Ludwig wagte noch nicht, sich dem alten General, der vielleicht höhere Absichten mit seinem einzigen Kinde hatte, zu entdecken.

Schnell vergingen die glücklichen Tage und Ludwig erwartete mit Bangigkeit den Tag der Abreise, welcher ihn wieder von seiner Geliebten, und zwar vielleicht auf immer trennen würde.

Dieser Tag war denn auch nicht mehr fern und wurde vorzüglich durch folgenden Umstand noch mehr beschleunigt.

Eines Tages wurde der General nebst seiner Tochter zu einem Balle bei dem Minister eingeladen und selbst an Ludwig erging zu diesem Feste eine Einladung. Schnell wurden die schleunigsten Zurüstungen dazu getroffen, und auch Ludwig ermangelte nicht, seine ohnehin schon einnehmenden Gesichtszüge, durch wohlgewählte Kleidung, mehr hervorzuheben. Im Wagen des Generals fuhr er, neben seiner Adelaide sitzend, nach dem Pallaste des Ministers,

wo schon die Ballgäste zahlreich versammelt waren. Von den Anwesenden freundlich empfangen, trat Ludwig mit dem General und dessen Tochter in den hellerleuchteten Saal, der mit seinen verschiedenen Gruppirungen einem Feenwalde glich. Neugierig wurde Ludwig vorzüglich von den Damen betrachtet, und ihm entging die Aufmerksamkeit nicht, die ihm während des Festes von der schönen Welt geschenkt wurde. Doch das kümmerte ihn wenig, er hatte nur Augen für seine Adelaide, mit der er im Freudenrausche den Saal durchflog. — Allgemein sprach man sich in Vermuthungen aus, daß der Fremde der Verlobte Adelaidens sei. Auch dem General fiel nun die Zutraulichkeit der beiden Liebenden auf und er überzeugte sich, nach mehrseitiger Beobachtung, nur zu bald zu seinem größten Mißvergnügen, daß zwischen Beiden ein anderes Verhältniß, als er sich gedacht, stattfinden müsse. Nur mit Mühe konnte er seinen aufgeregten Charakter bändigen, be-

schloß aber zur selbigen Stunde, eine Änderung der Dinge herbeizuführen. Denn, daß Ludwig Ansprüche auf seine Tochter machen würde, war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, um so mehr, da er seine Tochter mit seinem Entschlusse, sie, seinem früher gegebenen Versprechen gemäß, an den jungen Grafen von G.... zu verheirathen, bekannt gemacht hatte. Nun wurde ihm mit einem Male klar, warum Adelaide, wenn er mit ihr auf dieses Thema kam, jedesmal Einwendungen machte, die er sich bis jetzt als bloße Mädchenlaune hatte gefallen lassen. Nun konnte er sich auch die Veränderung seiner Tochter erklären, deren düstere Melancholie sich bei Ludwigs Ankunft in Freude und Munterkeit verwandelt hatte. Wenn die Sachen so stehen, dachte er, muß ich bald andere Maaßregeln ergreifen. Doch, wie es stets seine Sache war, wollte er sich erst fest davon überzeugen, ehe er Ludwig, dem er ohnehin viele Verbindlichkeiten schuldig war, zur Rede

stellte. Das Beste schien ihm, diesen so bald als möglich aus seiner Nähe, und, wie es den Umständen nach auch nicht anders sein konnte, aus Wien zu entfernen, wodurch ihm denn auf einmal alle Mittel genommen würden, näheren Umgang mit seiner Tochter zu pflegen; und dies konnte nur dadurch geschehen, daß Ludwig in kürzester Zeit mit seinen Geschäften abgefertigt wurde. Er hoffte deshalb so bald als möglich mit dem Minister über diese Sache Rücksprache zu nehmen.

Von alle dem ahnte Ludwig nicht das Geringste, sondern überließ sich ungestört der Freude und vergaß im fröhlichen Genuß Alles um sich her. Bei dem herzlichen Händedruck seiner Adelaide fühlte er sich glücklicher als ein König. Schneller war ihm wohl nie ein Abend vergangen, und es schien ihm fast unmöglich, daß die Nacht schon so weit angerückt war. Hier und da sah man schon die Gäste zum Aufbruch bereit; und auch Adelaide, von

ihrem Vater aufgefordert, machte endlich dazu Anstalten.

Ludwig begleitete sie in ein Nebenzimmer, wo einige Sachen von ihr aufbewahrt waren. Sich mit ihr allein glaubend, schloß er sie, von seinen Gefühlen überwältigt, in seine Arme, und drückte einen brennenden Kuß auf ihre Purpurlippen, der feurige Erwiderung fand. Wer aber malt ihren Schrecken, als sie beim Umblicken die ernste Miene des Generals, welcher ihnen unbemerkt gefolgt und Zeuge des ganzen Vorfalles gewesen war, wahrnahmen. Voll Scham, als hätten sie ein Verbrechen begangen, standen sie stumm neben einander, keiner von ihnen war eines Wortes mächtig.

Aber auch der General, ihre Verlegenheit nicht weiter beachtend, brach das Schweigen nicht, und that, als wäre nichts vorgefallen. Stumm und in sich gekehrt bestieg er den Wagen und fuhr mit seiner Tochter nach Hause. Der arme Ludwig war im ersten Augenblicke

wie vom Donner gerührt; ohne Vertheidigungs=worte, die sein Betragen hätten entschuldigen können, zu finden, ließ er den General sich ent=fernen, kehrte in seine Wohnung zurück und überlegte erst da mit ruhigem Blute, was in dieser Sache zu thun sei. Fest wurde von ihm der Entschluß gefaßt, dem General am andern Morgen das Ganze zu entdecken; es koste was es wolle. Einmal mußte doch die Sache ein Ende gewinnen, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, vom alten General Verzeihung, und vielleicht sogar die Hand seiner Tochter zu erhalten.

Mit diesem Gedanken schlief er ein; mit Sehnsucht den kommenden Morgen erwartend, der jedenfalls, ob zu seinem Glück oder Unglück, für ihn entscheidend sein mußte. Was Adelaide, die ihren Vater und seine Absichten kannte, be=fürchtete, geschah. Durch die heftigsten Vor=würfe machte dieser seinem Herzen Luft, tadelte mit drohenden Worten ihr Betragen gegen Lud=

wig und beschuldigte sie beide der Hinterlist, daß sie, seine Liebe mißbrauchend, in seinem Rücken eine thörichte Liebschaft angeknüpft hätten; am Schlusse seiner Strafpredigt erklärte er unumwunden, daß er unter keiner Bedingung seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Ludwig geben wolle und könne.

Adelaide, obgleich von der unbeugsamen Festigkeit ihres Vaters überzeugt, suchte dennoch seinen eisernen Willen zu beugen. Schluchzend fiel sie ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und suchte durch die rührende Erzählung, wie der erste Keim der Liebe sich in ihrem schuldlosen Herzen bis zur größten Blüthe ausgebildet hätte, sich zu entschuldigen; allein vergebens, der General wurde nur noch mehr gereizt und nannte sie einmal über das andere ein ungerathenes, verwahrlosetes Kind, welches des Vaters Wohlthaten mit Undank belohne.

Ja, als endlich Adelaide ihm frei erklärte, daß sie keinen andern lieben könne als Ludwig,

und daß keine Macht sie zwingen werde, einen Andern zu ehelichen, sprang der General wüthend auf, und es hätte wenig gefehlt, daß er sich nicht zum ersten Male thätlich an ihr vergriffen hätte. Doch besann er sich noch zur rechten Zeit, zog hastig die Klingelschnur und befahl dem eintretenden Bedienten, augenblicklich die Kammerjungfer zu rufen, damit diese Adelaiden unverzüglich in ihr Zimmer begleiten möchte.

Zerknirscht warf sich Adelaide in die Arme ihrer treuen Zofe, welche bestürzt nach der Ursache ihres Zustandes fragte, und nachdem sie in kurzen abgebrochenen Worten, die Hauptsache erfahren hatte, Alles aufbot, um ihre gute Gebieterin, die ihr fast Freundin war, zu trösten. Schon längst hatte sie das Verhältniß der beiden Liebenden bemerkt und einen solchen Ausgang befürchtet. Mein Vater, rief die unglückliche Adelaide im Uebermaaße ihres Schmerzes aus, will einmal das Unglück seines

Kindes, ich will ihm den Triumph gönnen; aber nie füge ich mich in seinen Willen, lieber gehe ich in ein Kloster und beschließe da mein unglückseliges Leben. Fieberisch schlugen ihre Pulse, und weinend warf sie sich endlich auf ihr Ruhebett. Sie ahnte von ihrem Vater nichts Gutes, am meisten aber beunruhigte sie Ludwig's Schicksal, der gewiß eine ernste Rücksprache von Seiten ihres Vaters zu erwarten hatte. Schlaflos verbrachte sie die Nacht, und ihr Vater fand sie noch am Morgen wachend, und in einem so leidenden Zustande, daß er sich fast zur Nachsicht bewogen gesehen hätte. Doch sein Stolz siegte über die Stimme seines Herzens; er befahl ihr aufzustehen, sich schnell anzukleiden und seine weiteren Befehle zu erwarten, worauf er sich entfernte.

Stumm gehorchte sie und in banger Ahnung erwartete sie die Rückkunft ihres Vaters; diese erfolgte auch bald; er erschien mit ihrer Kammerjungfer und zwei Bedienten und nahm kurz

von ihr Abschied mit der Weisung, den Dienern zu folgen.

Bewußtlos ward sie in einen bereit stehenden Wagen gehoben, der schnell mit ihr davon rollte. Als sich einigermaaßen ihre Gedanken ordneten, war sie schon mehrere Stunden von Wien entfernt, und begriff nun leicht das Vorhaben ihres Vaters, daß dieser sie zu ihrer 14 Stunden von Wien entfernten Tante schicke, um sie auf diese Weise von Ludwig zu trennen. So war es denn auch. Kurz nach der Mittagszeit gelangte sie in ihrem zerrissenen Seelenzustande bei derselben an, die nicht wenig über ihr Aussehen und den unvermutheten Besuch, irgend ein Unglück ahnend, erschrak.

O Himmel, rief die Tante ihr zu, was ist bei Euch vorgefallen, ist ein Unglück mit Deinem Vater passirt? Wie siehst Du denn aus? Mit diesen und ähnlichen Fragen wurde Adelaide bestürmt. Nach gehöriger Fassung gelang es derselben, ihre Tante zu beruhigen, indem sie

mit wenigen Worten den Zusammenhang der Dinge erzählte, wobei diese aufmerksam zuhörte und durch freundliche Trostgründe ihre Theilnahme an den Tag legte, zumal da Adelaide ihres Retters aus Räuberhänden, und nachherigen Beschützers und Geliebten, so gedachte, wie es dem edlen Charakter Ludwigs angemessen war. Die alte Tante wurde, trotz ihrer bisherigen Abneigung vor dergleichen Liebeleien, doch so für Ludwig, den sie aus der vollständigen Beschreibung Adelaidens genugsam kennen gelernt hatte, eingenommen, daß sie diese Liebe für eine natürliche Folge erklärte und ihren Beistand versprach.

Dadurch fühlte sich Adelaide sichtbar erleichtert und hoffte durch die Fürsprache ihrer Tante, ihren Vater, den sie als einen strengen, aber auch gütigen Vater kannte, doch endlich zu bewegen, ihre Liebe gut zu heißen.

Während dessen war Ludwig, der einen solchen Ausgang nicht einmal geahnet hatte,

von einem kurzen unruhigen Schlafe erwacht, und ging eben mit sich zu Rathe, wie er am besten dem General die Sache vorstellte, dem er doch unter jeder Bedingung sein Verhältniß mit Adelaiden gestehen mußte, als er in seinen Betrachtungen durch einen erscheinenden Diener desselben gestört wurde, der ihm ein Billet von seinem Herrn überbrachte. Hastig erbrach er es, fand jedoch nur darin die Einladung, so-bald als möglich den General mit seinem Be-suche zu beehren.

Schweigend entfernte sich der Diener, nach-dem Ludwig seinen baldigen Besuch zugesagt hatte.

Schnell kleidete er sich an und begab sich unverzüglich nach der Wohnung des Generals, nicht ohne bange Zweifel, was diese schleunige Einladung zu bedeuten habe. Er fand diesen wie gewöhnlich auf seinem Lehnsessel sitzend und eine Pfeife rauchend. Nach gegenseitiger Begrüßung und einer kurzen Pause fing der

General im kalten, abgemessenen Tone, der Ludwig erbeben machte, folgendermaaßen an:

Mein Herr, so eben habe ich mit dem Minister über die Angelegenheiten Ihres Fürsten gesprochen und ich hoffe, daß in einigen Tagen die ganze Sache nach Ihrem Wunsche abgemacht sein wird. Ich freue mich, daß ich bei einiger Betheiligung dieser Sache Ihnen dienlich sein und daß ich dadurch, wenn auch nicht unmittelbar, bei Ihnen eine Schuld abtragen kann, die mir, seit dem gestrigen Vorfalle, schwer auf dem Herzen liegen muß. Sie haben in Hinsicht meiner Tochter nicht aufrichtig gegen mich gehandelt, sondern mein Vertrauen gemißbraucht, indem sie hinter meinem Rücken das Herz meiner Tochter mit einer thörichten Liebe vergifteten, wozu Sie sich wahrscheinlich durch Ihre, obschon rühmliche, aber unter solchen Umständen nicht zu lobende, That berechtigt fühlten. Sie haben hierin unbesonnen gehandelt, Sie hätten als edler Mann, wie ich Sie habe kennen ler-

nen, Sich mir über diesen Punkt vertrauen sollen; dann würden Sie erfahren haben, daß einem früheren Versprechen gemäß Adelaide die Verlobte des Grafen von G...... ist, und daß ich, wenn ich auch sonst Ihre frühere edle Handlung anerkenne, Ihnen die Hand meiner Tochter versagen mußte. — Sie können mein Vertrauen, welches Sie durch Ihr Betragen verscherzt haben, nur dadurch wieder gewinnen, wenn Sie ein von mir vorgeschriebenes Verhalten gegen meine Tochter beobachten, wodurch diese genöthigt wird, dem Gedanken an eine Realisirung Ihres Planes zu entsagen. Meiner Tochter habe ich meine Meinung schon gesagt und ich hoffe um so eher, daß sie sich meinem Willen fügen wird, wenn Sie mir Hand dazu bieten. Um sie übrigens desto eher auf andere Gesinnung zu bringen, habe ich selbige heute schon zu einer Verwandtin bringen lassen, die mehrere Meilen von hier ein kleines Landgut besitzt.

Stumm, mit abwechselnder Gesichtsfarbe, hatte Ludwig diese lange Rede mit angehört, und sein blasses Aussehen war nur ein zu deutlicher Beweis von dem, was in ihm vorging. Ohne Zweifel war dies der härteste Schlag, der ihn nur treffen konnte. Nicht im Geringsten auf einen solchen Ausgang vorbereitet, war es bei dem sanftmüthigen Charakter Ludwigs ein Leichtes, ihn zu einem Schritte zu verleiten, der seine irdische Glückseligkeit auf immer vernichten mußte.

Der General, welcher diese Gemüthsstimmung benutzte, drängte Ludwig so lange, bis dieser seine Einwilligung zu einem Briefe an Adelaiden gab, welchen der General ihm dictiren würde.

Mehr als einmal hatte Ludwig die Absicht, die Feder wegzulegen und dem General stolz den Rücken zu kehren; doch sein beleidigtes Ehrgefühl ließ dieses nicht zu. Nach Beendigung des Briefes gab er diesen dem General, der

ihn, ohne ein Wort zu sagen, schnell durchflog und einsteckte. Dem Letzteren wurde zwar bald sein allzu strenges Verfahren leid, da er Ludwigs innern Zustand bemerkte, doch tröstete er sich damit, daß dieser kurze Sinnenrausch bald verfliegen würde. Er reichte Ludwig die Hand und suchte ihn zu trösten. Mit wehmüthigem Herzen nahm dieser Abschied, mit dem festen Vorsatze, dieses Haus, in welchem er, nach dem Genusse seliger Augenblicke, den Kelch der bittersten Leiden bis auf den Grund hatte leeren müssen, nie wieder zu betreten.

Nur einen Wunsch hätte er noch gehabt, nämlich den, noch einmal seine Adelaide zu sehen und zu sprechen, noch einmal sie, die heiß Geliebte, an seine, von qualvollem Schmerz gepeinigte, Brust zu drücken, und dann auf ewig von ihr Abschied zu nehmen; doch sie war ja zu weit entfernt und ihren Aufenthalt würde er schwerlich, bei der vorsichtigen Handlungsweise und der Verschwiegenheit des Generals

und seiner Leute, die ihn zum Theil wohl selber nicht wußten, erfahren haben.

Voll Verzweiflung schlich er, einer Leiche ähnlich, umher, aber kein Klagelaut kam über seine Lippen; die Luft in Wien schien ihn zu erdrücken, und froh war er, als er nach einigen Tagen bei dem Minister mit seinen Angelegenheiten zu Stande kam und darauf diesen Ort verlassen konnte.

Schnell stieg er in den Reisewagen, warf noch auf Wien einen langen Schmerzensblick zurück und gelangte sodann nach einigen Tagen in seinem Wohnorte und bei dem Fürsten an, den er mit dem guten Erfolge seiner Sendung bekannt machte. Der Fürst war außer sich vor Freude, als er bei jedem Punkte sich mehr und mehr von der Staatsklugheit Ludwigs überzeugte. Herzlich drückte er ihm die Hand und versprach seine treugeleisteten Dienste trefflich zu belohnen. Von dieser Zeit an war Ludwig

der ausgemachte Liebling des Fürsten und genoß alle nur mögliche Auszeichnung.

Doch dies Alles konnte ihm den Frieden seines Herzens nicht wieder geben, an seinem Herzen nagte ein Wurm, der seine Gesundheit untergrub und sein Leben bedrohte. Täglich schwand er immer mehr dahin und der sonst so blühende Mann war nur noch der Schatten von ehedem. Die Ärzte, die natürlich seinen heimlichen Kummer nicht kannten, bemühten sich vergebens mit ihrer Kunst; kein Mittel schlug an, und sie wußten am Ende seiner Krankheit keinen Namen zu geben. Allen fiel Ludwigs Dahinwelken auf und sein Freund, dem er seine Leiden anvertraut hatte, suchte ihn vergebens zu trösten. Auch dem Fürsten konnte der Zustand Ludwigs nicht gleichgültig sein. Jener befragte ihn ernstlich um den Grund seines Leidens, und bedauerte ihn, da dieser ihm die Ursache seines heimlichen Kummers offen mittheilte, herzlich, mit dem Versprechen, bei dem alten Ge-

neral sich für ihn zu verwenden. Als ein Zeichen seiner besondern Gnade ernannte er ihn zum Geheimen-Rath und verlieh ihm später das Adelsdiplom; auf sein Anrathen unternahm Ludwig auch eine Reise ins Bad, wodurch sich sein Zustand etwas verbesserte.

Nicht minder hatte Adelaide gelitten, und ihr Zustand schien wirklich in den ersten Tagen bedenklich, und verbesserte sich nur etwas, als die Tante bei ihrem Vater Alles aufbot, um ihn in seinem Vorsatze wankend zu machen. Obgleich sie aber Adelaidens Zustand mit den grellsten Farben schilderte und ihm die traurigen Folgen seiner harten Handlungsweise zu Gemüthe führte, so war er doch unerbittlich und schrieb der gutmeinenden Vermittlerin, daß sie sich darein nicht zu mischen habe. Sie zögerte von einer Stunde zur andern, Adelaide den schlechten Erfolg ihrer Bemühungen mitzutheilen, als diese plötzlich durch einen Boten einen Brief erhielt.

Hastig erbrach sie ihn, denn er war, wie sie aus der Ueberschrift sah, von ihrem geliebten Ludwig. Aber kaum hatte sie nur wenige Zeilen durchlesen, als sie mit einem Schrei des Entsetzens in den Stuhl zurücksank; ihre Pulse stockten, das Blut in ihren Adern wurde zu Eis und eine lange Ohnmacht folgte. Die alte Tante, schon bei Kleinigkeiten in Todesangst, war bei dem Anblicke ihrer Nichte ganz außer Fassung; in der Angst ihres Herzens rief sie die ganze Dienerschaft herbei, schickte Boten auf Boten zum Doctor und in die Residenz, zum General. Endlich, nach stundenlangem Bemühen, gelang es ihr und der versammelten Dienerschaft, die matten Lebensgeister der Ohnmächtigen wieder zu erfrischen. Die alte Tante wußte immer noch nicht, was die Ursache dieses plötzlichen Unfalls war, bis sie sich auf den verhängnißvollen Brief besann und ihn durchflog. Auch sie war Anfangs durch seinen Inhalt, nach welchem Ludwig mit kurzen Worten er=

klärte, daß er jeder Hoffnung, Adelaidens Hand zu erlangen, entsagen wolle, und diese trocken bat, ihn völlig zu vergessen, sehr bestürzt; doch faßte sie sich bald und suchte Adelaiden, die unterdeß sich etwas erholt hatte, zu beruhigen. Ist denn der Brief aber auch von Ludwig, fragte sie, steckt dahinter nicht etwas anderes? Ja, rief Adelaide, den Brief näher betrachtend, es ist seine Hand, aber ich erkenne darin das Werk meines Vaters; von meines Ludwigs Liebe und Gesinnung bin ich zu fest überzeugt, als daß ich glauben könnte, derselbe könne und werde mich aus freiem Willen so leicht aufgeben; er, der Edle, der immer so offen, so bieder war, kann mich nicht hintergangen haben! Nun ist er fort, mein Vater hat ihn abgewiesen, ach, vielleicht schrecklich beleidigt, daß er zu einem solchen Verfahren gezwungen wurde. Nie, mein Herz sagt es mir, nie werde ich ihn wiedersehen, nie wird die Sonne meines Glücks mir wieder lächeln. Aber meinem Va-

ter, der grausam genug hat sein können, sein Kind unglücklich zu machen, will ich, kann ich seinen Triumph auch nicht gönnen; ich will diese treulose Welt, in der man nur einige Augenblicke glücklich ist, um nachher von der Last der bittersten Leiden nur noch mehr erdrückt zu werden, verlassen; in ein Kloster gehen, und da den Rest meiner Tage und meiner unglücklichen Liebe vertrauern. Gott wird mein Gebet erhören, daß ich nicht lange zu trauern brauche. Hier auf Erden finde ich einmal keine Ruhe mehr.

Fürchterlich war das Leiden des armen Mädchens; dies war zu viel, die Schläge des Schicksals hatten sie zu hart getroffen, als daß ihre, ohnehin schon schwankende Gesundheit nicht hätte unterliegen sollen. Das Feuer ihrer Augen erlosch, sie wankte, einem Schatten gleich, umher.

In diesem Zustande fand sie ihr Vater, der durch die erhaltene Nachricht beunruhigt, augenblicklich herbeigeeilt war. Erschrocken trat er

zurück, als er seine Tochter in diesem bekla=genswerthen Zustande erblickte; sie sprach we=nig, sah ihn eine Weile mit wehmüthigen Blicken an und sagte dann mit schwacher, herzzerreißen=der Stimme: "Kennst Du Deine Tochter noch?" Fast wäre hierdurch die Eisrinde, die sein Herz umzogen hatte, geschmolzen, und wenig hätte gefehlt, daß er den wiederholten Bitten seiner Schwester nachgegeben und die Sache einen ganz andern Ausweg genommen hätte; aber noch zeitig genug erwachte sein Stolz, welcher ihn an sein gegebenes Versprechen erinnerte; und — alles Zureden war vergebens. Er faßte die Hoffnung, daß Alles bei Adelaide eine starke Aufregung sei, welche sich mit der Zeit bei ruhiger Besinnung schon geben würde. Ver=liere kein Wort weiter, sagte er endlich beinahe aufgebracht zu seiner Schwester, Du weißt, daß ich noch nie mein Wort brach, und werde auch diesmal halten, was ich versprochen habe, sollte ich auch selbst darüber zu Grunde gehen!

Indessen suchte er seine Tochter so viel als möglich zu beruhigen. Mit dem Versprechen, sie, wenn sie sich erst wieder etwas erholt haben würde, nach der Residenz zurückzubringen, nahm er wieder Abschied.

Gleichgültig, mit ruhiger Miene, sah ihn Adelaide abfahren; was sollte sie in Wien, dessen Anblick die kaum verharrschten Wunden ihres Herzens nur aufs Neue wieder aufreißen und bluten lassen mußte. Ihr einziges Sehnen war nunmehr nur noch das Kloster; der Entschluß, sich in einem solchen aufnehmen zu lassen, war völlig bei ihr zur Reife gediehen, und sie wandte Alles an, ihn auszuführen. Ja, im Kloster, rief sie, weinend ihrer Tante um den Hals fallend, ist nur Ruhe für mich, da kann ich ungestört der Blume der Liebe pflegen, die in meinem Herzen wurzelt. Von der Welt habe ich gänzlich Abschied genommen; möge im Schooße der Kirche wieder der Friede in meine Seele einziehen!

Weder Bitten noch Vorstellungen ihrer Tante waren im Stande, sie von dieser Ideë abzubringen. Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens fand sich auch bald. Die Tante selbst lebte in freundschaftlicher Verbindung mit der Äbtissin des nahe gelegenen Klosters; Adelaide suchte bald deren Bekanntschaft, machte ihr ihren Entschluß, der mit Freuden aufgenommen wurde, bekannt, und, ehe acht Tage vergingen, schlossen die Mauern des Klosters Adelaide in ihre Mitte. Ein Brief an ihren Vater benachrichtigte diesen von ihrem zum Theil schon ausgeführten Entschlusse. Außer sich darüber, bot der General alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, seine Tochter zurückzuführen, und, vor Zorn wüthend, wollte er sie mit Gewalt daraus vertreiben. Aber vergebens; so sehr er auch seinen ganzen Einfluß aufbot, so scheiterte doch seine weltliche Macht an dem Felsen der geistlichen. Seiner Schwester, so wie der Äbtissin, machte er die schrecklichsten

Vorwürfe, jener, daß sie Adelaide nicht zurückgehalten und ihn zuvor davon benachrichtigt habe, dieser, daß sie, ohne seine Erlaubniß, seine Tochter, durch falsche Vorspiegelungen verlockt, aufgenommen habe. Nur das konnte ihn noch einigermaaßen beruhigen, daß Adelaide nach einem Jahre, wo ihr Noviziat vollendet war und erst die völlige Einkleidung erfolgte, wieder zurückkehren könne, und daß die Äbtissin sich verpflichten mußte, ihn vor der Ablegung des Gelübdes davon zu benachrichtigen. — Einen solchen Widerstand, von Seiten seiner Tochter, hatte er nicht erwartet, aber er wurde dadurch nur noch hartnäckiger in der Durchsetzung seines Willens.

VII.

Ein Jahr war nach diesen Ereignissen bald verflossen, und der General, der während die-

ser Zeit sein Kind nur zu sehr vermißt hatte, sehnte sich herzlich nach der Wiederkehr desselben aus dem Kloster. Stand ihm auch jede nur mögliche Bequemlichkeit zu Gebote, so fehlte ihm doch bei seinen häufigen gichtischen Anfällen eine liebende Freundin, die ihm theilnehmend zur Seite stand. Eines Abends, als er wieder heftig an seinem Gebrechen litt, fiel ihm zufällig ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem der damals berühmte Doctor H.... in D..... gerühmt wurde, vielen Leidenden der Art, wenn auch nicht immer gänzliche Hülfe, doch merkliche Linderung der Schmerzen und Schwächung des Übels verschafft zu haben. Dies lesen und den Entschluß fassen, den berühmten Arzt aufzusuchen und sich seinen Beistand zu erbitten, war eins. Obgleich der Aufenthalt des Arztes ihn an den Wohnort Ludwigs erinnerte, den er als den Störer seines häuslichen Glückes betrachtete, und auf den er so erbittert war, daß er jedes Zusammentreffen

mit ihm vermeiden wollte, so nöthigte ihn doch sein Schmerz, diesen Widerwillen zu besiegen und nach dem Orte zu reisen, wo er Hülfe erwartete.

Mit dem anbrechenden Tage begann er also seine Reise, die in jeder Hinsicht wohlthätig auf ihn wirken mußte. Denn auch der General hatte, trotz seiner kräftigen Constitution, durch den mannigfachen Ärger und Kummer wegen seiner Tochter, viel gelitten; sichtlich hatte der vorher so kräftige, robuste Mann gealtert und immer weißer färbte sich das wenige Haar auf seinem Haupte.

Wohlbehalten langte er nach einigen Tagen, nachdem er die Beschwerlichkeit des Fahrens an seinen gichtischen Füßen sattsam empfunden hatte, in D..... an, wo denn auch sein erstes Geschäft war, sich nach der Wohnung des berühmten Arztes zu erkundigen. Nachdem er sich einigermaaßen erholt hatte, suchte er denselben, welcher beim Geheimenrathe v. Holdheim woh-

nen sollte, auf. Kaum glaubte er aber seinen Sinnen trauen zu dürfen, als er, dort angelangt, sah, daß der Geheimerath v. Holdheim kein anderer, als der ihm so verhaßte Ludwig war. Auch Letzterer schien durch den Anblick des Generals betroffen, und in der Meinung, der Besuch gelte ihm, stiegen die süßesten Ahnungen in ihm auf. Jedoch bald wurde seine Freude gemildert, als sich der General, ohne sich viel mit ihm in ein Gespräch einzulassen, nach dem Arzte H..... erkundigte. Der ist seit einer Stunde ausgegangen, entgegnete Ludwig; da er aber jedenfalls bald zurückkehren wird, so bitte ich Ew. Excellenz, indessen bei mir einzutreten.

Um den Anstand nicht zu verletzen, machte der General, so schwer es ihm auch ward, von Ludwigs freundlicher Einladung Gebrauch. Ja, Ludwigs freundliche Zuvorkommenheit und liebevolle Fürsorge nahmen ihn, obgleich Anfangs mit Haß gegen denselben erfüllt, doch so für ihn

ein, daß er sein herzliches Anerbieten, in dessen Hause seine Heilung abzuwarten, nicht zurückwies; und obgleich es ihm nachher unlieb war, daß er sich diesem Mann, den er durch sein hartes Benehmen so schwer gekränkt hatte, noch mehr verbindlich machen sollte: so konnte er doch sein einmal gegebenes Wort nicht zurücknehmen und quartierte sich am andern Tage, auf die nochmaligen Bitten Ludwigs, bei diesem ein. Bequemer, als bei ihm, hätte er es auch nirgends finden können, und Ludwigs angenehme Unterhaltung, der Alles aufbot, um dem General den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, so wie die wirksamen Bemühungen des Arztes, verschafften ihm bald so viel Linderung, daß er schon nach kurzer Zeit den Tag seiner Abreise festsetzen konnte. Gern hätte er bei Ludwig wieder gut gemacht, was er bei ihm verschuldet; aber er hielt sich durch sein einmal gegebenes Versprechen gebunden. Desto mehr peinigte ihn der Gedanke, daß er diesem

Manne, dem er, wie er sich gestehen mußte, seine Wohlthat mit Undank vergolten hatte, mit Nichts seine Schuld abtragen konnte.

An einem der letzten Abende vor seiner Abreise saß er einmal mit Ludwig traulich beisammen, und, von dem edlen Charakter desselben hinlänglich überzeugt, erzählte er unaufgefordert, was sich seitdem mit seiner Tochter zugetragen, und wie viel dieselbe gelitten habe.

Sein Sie überzeugt, sagte er gerührt zu Ludwig, ich würde keinen andern, als Sie, zu meinem Schwiegersohn gewünscht haben, wenn ich nicht schon lange vorher eine Verabredung mit dem alten Grafen v. G....., meinem Freunde, getroffen hätte, unsere Kinder gegenseitig zu verheirathen. Sie dauern mich, bester Freund; Sie werden mich hart nennen; wenn Sie sich aber an meine Stelle denken, so werden Sie gewiß die Überzeugung erlangen, daß ich nicht anders handeln konnte; Sie selbst würden als ein rechtlicher Mann, wie ich Sie ge-

nugsam kenne, auch nicht anders handeln. Trösten Sie sich und verzeihen Sie mir mein Verfahren gegen Sie, sagte er bewegt, indem er aufstand, Ludwigs Hand mit nassem Blicke ergriff und herzhaft drückte.

Aber mein Gott, rief er im höchsten Erstaunen, als er aufblickte und eine Geldbörse auf dem Schranke gewahr wurde, sagen Sie mir um Himmelswillen, wie kommen Sie zu dieser Geldbörse? Ist es ein Trugbild? Nein, wahrhaftig, sie ist es!

Diese Börse, sagte Ludwig, sie erfassend, ist das letzte Andenken von meinem unglücklichen Vater.

Von Ihrem Vater? rief der General erstaunt, sie noch einmal näher betrachtend.

Von meinem Vater, wiederholte Ludwig.

Von wem hat dieser sie gekauft? — Er hat sie, so viel ich mich dessen noch entsinnen kann, von einem Officier für eine Dienstleistung, bei welcher er leider sein Leben opferte, nebst einem beträchtlichen Inhalte, geschenkt bekommen.

Und Ihr Vater? —

War ein armer Fischer, unterbrach ihn Ludwig.

Gott, rief der General mit emporgehobenen *Armen*, deine Schickungen sind wunderbar! Kommen Sie in meine Arme, Sohn meines unglücklichen Retters! Wissen Sie, ich war der Officier, für den Ihr edelmüthiger Vater in jener schrecklichen Nacht sein Leben wagte und verlor. Welche schwere Schuld lastet auf mir! Nicht genug, daß er durch Aufopferung des eigenen Lebens das meinige rettete, auch sein Sohn hat mir durch heldenmüthige That das Leben meiner Tochter erhalten! Das ist zu viel, das kann ich nicht ertragen, rief der alte Mann, und Thränen der Rührung stürzten aus seinen Augen. Nehmen Sie mich, nehmen Sie meine Tochter, Alles, was ich bin und habe, gehört Ihnen. Lieben Sie meine Tochter noch, so gebe ich sie Ihnen mit Freuden. Gott ist mein Zeuge, ich kann nicht anders! Es ist das

erste Mal, daß ich wortbrüchig werde, aber die Welt wird und muß mir verzeihen!

Beide weinten Thränen der schmerzlichsten Rückerinnerung und der süßesten Freude. Vorzüglich war es Ludwig, der, bis ins Innerste seines Herzens ergriffen, sich kaum zu fassen vermochte und sich dem alten General zu Füßen stürzte. Wäre es möglich, rief er, daß endlich das Flehen meines Herzens erhört, endlich der Friede meiner Seele mir wiedergegeben werden könnte? Dies war das Einzige, was er hervorbringen konnte, und krampfhaft drückte er die Hand des Generals, der sie ihm reichte, indem er ihn zu sich emporhob.

Verlieren Sie aber nun keine Zeit, sagte dieser endlich, gehen Sie heute Abend noch oder morgen früh zum Fürsten, erbitten Sie sich Urlaub, und kommen Sie mit mir; lassen Sie uns meine Tochter, Ihre nunmehrige Braut, aus ihrem Gefängnisse, dem Kloster, befreien.

Daß Ludwig nicht zögerte, läßt sich denken; vor Freude zitternd, machte er, nachdem er vom Fürsten den nöthigen Urlaub erlangt hatte, die schleunigsten Anstalten zur Reise.

VIII.

Mit der Frühe des Morgens saßen Beide im Wagen und fuhren im schnellen Trabe davon. Meine Pflicht ist es, lieber Ludwig, fing der General, das bisherige Schweigen brechend, an, daß ich Sie nunmehr auch mit den Umständen bekannt mache, welche die Veranlassung zum Tode Ihres Vaters gaben. Ich muß jedoch zuvor einige Bemerkungen über die damaligen Zeit-Ereignisse vorausschicken, damit Ihnen nichts unverständlich bleibe.

Gespannt, das längst Erwünschte, was so lange im Dunkel der Zeit gehüllt lag, zu erfahren, hörte Ludwig aufmerksam zu.

Ich stand zur Zeit, als die polnische Königswahl nach August des 2ten Tode fast ganz Europa beschäftigte, noch als Obrist des 3ten Infanterie-Regiments in österreichischen Diensten, und mußte, als sich die Verhältnisse feindlich gestalteten, mit der Abtheilung meines Heeres ins Feld rücken.

Durch Frankreichs Einfluß ward nämlich der Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Lescinsky, auf den polnischen Thron erhoben; allein von der Gegenpartei, Österreich und Rußland, ward dieser aus Polen vertrieben und an seiner Stelle der Churfürst August von Sachsen erwählt. Frankreich, sich in seinem Schützlinge gekränkt fühlend, setzte dem alten Fleuri so lange zu, bis er im Jahre 1733 ein Heer nach Österreich sandte, um die vermeintliche Unbill zu rächen. Der dadurch entstandene Krieg fiel für Österreich, welches vergeblich auf Hülfstruppen gerechnet und mit Hindernissen mannigfacher Art zu kämpfen hatte,

bekanntlich höchst unglücklich aus. Ein Jahr später, 1734, rückte ich mit meiner Heeres-Abtheilung zum weltberühmten Helden Eugen, der damals mit seinen Truppen am Rhein stand, wohin sich der Schauplatz des Krieges gewendet hatte. Die vielseitigen Gefechte und die verschiedenen Verhältnisse, die auf unsere Geschichte weiter keinen Bezug haben, will ich der Kürze halber mit Stillschweigen übergehen und vielmehr den Hauptgegenstand, der das Schicksal Ihres Vaters betrifft, hervorheben.

Eines Tages wurde ich vom General zur Recognoscirung mit einigen meiner Leute auf das jenseitige Rheinufer gesandt. Den überall umherspähenden Franzosen entgingen wir jedoch, trotz unserer Vorsicht, nicht, wir wurden von ihnen mit großer Überzahl unvermuthet angegriffen, und der größte Theil meiner Leute niedergehauen. Nur wenige derselben entgingen mit mir der Niederlage. Zum Unglück wurde ich noch von diesen getrennt, und suchte nun

allein, von den lauernden Franzosen stets beunruhigt, den Rückweg über den Rhein. Schon zwei Tage war ich an den Ufern desselben umhergeirrt, ohne daß es mir gelang, eine Möglichkeit zum Übersetzen zu finden. Zur Vermehrung meiner Angst hatte ich noch durch einen glücklichen Zufall eine wichtige Entdeckung gemacht und eine Absicht des Feindes erfahren, wodurch unserm Heere, wenn der General nicht zur gehörigen Zeit Nachricht davon erhielt, der größte Nachtheil entstehen konnte. Vom Hunger und von der Anstrengung des Marsches entkräftet, entkam ich in einem fürchterlichen Sturm und Regenwetter, durch die pechschwarze Nacht begünstigt, meinen Feinden, und gelangte nach unsäglicher Anstrengung zu der Fischerhütte Ihres Vaters, der mich freundschaftlich aufnahm und meinen Hunger stillte. Nachdem ich diesem das Gefährliche meiner Lage geschildert, und mit der dringenden Nothwendigkeit meiner sofortigen Überfahrt bekannt gemacht

hatte, entschloß er sich, ungeachtet der augenscheinlichsten Lebensgefahr, zu dem kühnen Unternehmen, und bestieg mit mir den Kahn. Stets wird mir diese fürchterliche Nacht im Gedächtnisse bleiben. Mit der größten Geschicklichkeit suchte Ihr Vater gegen die gräßliche Finsterniß und die stürmisch aufbrausenden Wellen zu kämpfen; schon schien der glücklichste Erfolg unser Vorhaben zu krönen, beinahe war das jenseitige Ufer erreicht, — da stürzte eine wilde Welle den bereits mit Wasser angefüllten Kahn um und mich und Ihren armen Vater in die schäumenden Fluthen. Da ich ein guter Schwimmer war, so suchte ich mich zu retten, und erreichte auch, trotz meiner durchnäßten Kleidung, glücklich das Ufer. Das traurige Schicksal Ihres Vaters, so wie Ihrer Mutter, erfuhr ich erst einige Tage nachher von einigen Fischern, die ich deshalb befragte.

Etwas mehr konnte ich aber, weil wir, von den Franzosen vertrieben, das Schlacht-

feld räumen mußten, nicht erfahren. Oft habe ich das unglückliche Loos Ihres armen Vaters, der sich für mich aufgeopfert hatte, bedauert, und nie ist mir die edelmüthige Handlung desselben aus dem Sinn gekommen.

Da meine übrige kriegerische Laufbahn für Sie, lieber Sohn, wenig Interesse haben würde, so will ich, darüber hinweggehend, nur noch einige andere Züge meines Lebens, wo Sie theilweise selbst mit betheiligt sind, hervorheben.

Mehrere Jahre nach dem Frieden, den Österreich mit vielem Verlust mit Frankreich geschlossen hatte, mußte ich in Folge einiger schlecht geheilten Blessuren eine Reise zu einem damals in Prag lebenden Arzte, dem berühmten Doctor S., machen, auf welcher mich meine Tochter begleitete. Eine Tagereise von Töplitz trennte ich mich von derselben, weil ich auf ein paar Tage einen meiner Kriegsgefährten, den Major von M..... in W......, besuchen, meine Tochter dagegen, von der schö-

nen Gegend verlockt, die Umgebungen von Töplitz und den berühmten Badeort selbst in Augenschein nehmen wollte. Damals war es, wo Sie durch Ihr entschlossenes Handeln meine Tochter aus den Händen der Räuber und mir mein köstlichstes Kleinod retteten, wofür Sie aber auch jetzt, setzte er lächelnd hinzu, die Früchte Ihrer Thaten genießen sollen. Daß ich höchst erschrocken war, als mir meine Tochter nach unserm Zusammentreffen diesen Unglücksfall erzählte, Ihre edle That aber, welche mir kaum glaublich schien, von Adelaide mit den lieblichsten Farben ausgeschmückt wurde, können Sie sich denken. Meine Bemühungen, nähere Erkundigungen von Ihnen einzuziehen, mußte ich damals einstellen, weil ich durch die, von dem ausgestandenen Schrecken herbeigeführte Unpäßlichkeit meiner Tochter, in zu große Unruhe versetzt wurde. Auf mein dringendes Zureden reiste meine Tochter in Begleitung meines treuesten Dieners nach Wien zurück, um bei

ärztlicher Pflege ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Ich selbst konnte sie noch nicht begleiten, weil ich erst noch eine Geschäftsreise, welche mich durch unfreundliche Gegenden führte, abzumachen hatte.

Auf dieser Reise nun hatte ich noch ein Abentheuer zu bestehen, welches ich seiner Sonderbarkeit wegen nicht übergehen kann. Bei der gänzlichen Unkenntniß des Weges, welcher mich nach meinem Ziele führen sollte, und wegen der neblichten, trüben Witterung, hatte mein Kutscher den rechten Weg verfehlt und wir befanden uns plötzlich in einer Einöde, aus welcher wir nirgends einen Ausweg fanden. Kein lebendes, menschliches Wesen ließ sich sehen, welches wir hätten um Rath fragen können, und Hülfe war um so weniger zu erwarten, weil der Abend schon so weit vorgerückt war, daß wir, ehe wir irgend einen Entschluß fassen konnten, uns in rabenschwarze Finsterniß gehüllt sahen. Was war zu thun? trotz der

rauhen Witterung waren wir genöthigt, Halt zu machen, um den Tag abzuwarten. Ich hüllte mich fest in meinen Mantel und schickte mich in die unvermeidliche Nothwendigkeit. In der Ecke des Wagens liegend, konnte ich kaum etwas eingeschlafen sein, als ich vom Kutscher geweckt wurde. Dieser machte mich auf einen Lichtschein aufmerksam, der meines Erachtens nicht allzu weit von uns entfernt sein konnte. In der Hoffnung, dort menschliche Hülfe zu finden, befahl ich meinem Kutscher, wenn es möglich wäre, darauf los zu fahren. Die Pferde am Zügel führend, versuchte auch dieser, trotz der Finsterniß, dahin vorzudringen. Allein der Lichtschein war viel weiter, als ich selbst vermuthet hatte, und wir konnten ziemlich eine Stunde lang gefahren sein, als wir uns demselben erst auf einige hundert Schritte genähert hatten. Zugleich aber versicherte mir der Kutscher, daß er nicht weiter könne, weil der Weg zu uneben würde. Ich stieg also aus

dem Wagen und befahl dem Kutscher, auf mich zu warten. Vorsichtig schritt ich vorwärts und gelangte nach einiger Bemühung glücklich zu der Stelle, wo sich das Licht zeigte, und befand mich an der Ruine eines alten Schlosses, das, nach dem durch das Loch eines Fensterladens schimmernden Lichte zu urtheilen, bewohnt sein mußte. Ich lauschte eine Weile aufmerksam und unbemerkt, und vernahm dabei ganz deutlich einige tiefe Männerstimmen. Der Gedanke, daß dieser Ort der Schlupfwinkel einer Räuberbande sei, setzte mich, ich gestehe es, in nicht geringe Angst, um so mehr, da ich bereits genugsam durch das Schicksal meiner Tochter erfahren hatte, daß diese Gegend gefährlich sei. Aber bald erwachte mein Muth wieder. Mit zwei scharfgeladenen Pistolen bewaffnet, faßte ich den Vorsatz, der Sache näher auf den Grund zu gehen, und klopfte demnach stark an den festverschlossenen Laden. Sofort verwandelten sich die lauten Stimmen in ein

leises Flüstern, und auch dieses verstummte bald. Nach wiederholtem Klopfen wurde endlich der Laden geöffnet und eine rauhe Männerstimme fragte nach meinem Begehr. Ich antwortete, daß ich, vom rechten Wege abgekommen, mich in dieser einsamen Gegend verirrt hätte und erbat mir Hülfe, um meinen Wagen, der in kurzer Entfernung halte, herbeizubringen. Ohne ein Wort zu sagen, schloß der Mann den Laden wieder; es währte aber nicht lange, so öffnete er die Thür, nöthigte mich zum Eintreten und versprach mir, den Wagen sofort herbeizuschaffen. Forschend blickte ich in dem Zimmer, in welches er mich führte, umher; es wurde nur spärlich durch eine an der Decke hängende Oel-Lampe erleuchtet, welche nur die Mitte des Zimmers erhellte, die Gegenstände an den Wänden und in den Ecken desselben aber fast in völligem Dunkel ließ. Dessenungeachtet bemerkte ich recht wohl, daß an den rußigen Mauern Pistolen und ähnliche Mord-

werkzeuge hingen, und an dem einen Ende des Zimmers Koffer, Kasten und Packete aufgehäuft lagen, die in mir schaurige Ahnungen erregten. In der Mitte des Zimmers saßen an einem alten eichenen Tische, bei einem Schoppen Wein, drei Männer von finsterem, unheimlichem Aussehen, welche mich grinsend von allen Seiten betrachteten. Daß dieser Ort nicht geheuer sei, überzeugte mich die oberflächlichste Beobachtung, und ich verwünschte im Stillen meine Unvorsichtigkeit, mich in ein solches Raubnest gewagt zu haben. Ich sah jedoch auch zugleich recht wohl ein, daß es, da der Schritt nun einmal geschehen, das Gerathenste sei, mich so gleichgültig als möglich zu stellen. Ich setzte mich daher ebenfalls auf eine Bank und erwartete mit Ruhe die Dinge, die da kommen sollten. Während einer Unterredung mit dem Manne, den ich als den Wirth betrachtete, entfernten sich die drei andern Schreckgestalten, und zu gleicher Zeit hörte ich, daß mein Wagen an-

langte. Mit bedenklicher Miene sah mich der Kutscher an, welcher, nachdem Pferde und Wagen in einen halbverfallenen Schuppen untergebracht worden waren, eintrat. Herr General, sagte er zu mir, als der Wirth sich auf einen Augenblick entfernt hatte, ich wollte lieber noch draußen mit Sturm, Unwetter und Finsterniß kämpfen, als hier an diesem Unheil verkündenden Orte eine Nacht zubringen; hier ist's, bei meiner Seele, nicht sicher! Mehrere Männergestalten sah ich im Hofe umherschleichen, und nicht undeutlich vernahm ich ihr Gemurmel von einem unverhofften Braten, der ihnen wohl bekommen solle.

Das unterlag keinem Zweifel mehr, wir befanden uns in einer höchst kritischen Lage, aus der uns nur die größte Vorsicht und muthige Vertheidigung retten konnte.

Vom wiedereintretenden Wirthe verlangte ich eine Flasche Wein, die er mir auch sogleich vorsetzte. Sein Anerbieten, ihm in ein beque-

mer eingerichtetes Schlafgemach zu folgen, schlug ich aus wohlgegründeten Ursachen aus, da ich nicht gern von meinem Kutscher getrennt werden wollte, der mir doch im Nothfalle einige Hülfe leisten konnte. Hierauf wollte er sich, mir eine gute Nacht wünschend, entfernen; in der Thür rief ich ihn jedoch entschlossen zurück, zog meine Pistolen aus der Manteltasche, legte diese so wie meinen Mantel vor mir auf den Tisch, und, ihn scharf anblickend, wollte ich ihn eben anreden, — als er, zu meinem größten Erstaunen, bestürzt zu meinen Füßen sank.

Ja, Sie sind's, General! rief er, mir die Hände entgegenstreckend, es ist Ihr feuriger, flammender Blick, mit dem Sie uns immer so wohl im Zügel zu halten wußten, es ist Ihre wohlbekannte, kräftige Stimme, die im Getümmel der blutigen Schlacht unsern Muth immer aufs Neue anfachte, wenn wir etwa wanken wollten! Mein General, erinnern Sie sich noch des Soldaten, der, in der Schlacht bei Phi-

lippsburg verwundet und entkräftet, von einem feindlichen Reiter eben niedergemetzelt werden sollte, als Sie, gleich einem rettenden Engel, herbeijagten, den Todesstreich von ihm abwendeten und für den Verband seiner Wunden sorgten? Das war ich! Nie hat mich das Andenken an Ihre edle That verlassen und stets hat es mich betrübt, Ihnen nicht meinen Dank bezeugen zu können. Doch jetzt ist hierzu die Zeit gekommen. Sie sollen erfahren, daß auch im Herzen eines niedrigen Menschen Dankbarkeit wohnen kann. Gott sei gelobt, daß ich Sie wieder erkannt habe, denn sonst würden Sie wahrscheinlich ein Opfer unserer Raublust geworden sein.

Mit Verwunderung hatte ich ihm zugehört; ich erinnerte mich nun der von ihm berührten Thatsache wohl; auch seine Gesichtszüge kamen mir nicht unbekannt vor. Wie ist es aber möglich, sagte ich zu ihm, indem ich ihm bedeutete, sich zu erheben, daß ich Dich unter solchen Verhältnissen finde?

Sie sollen Alles erfahren, mein General, erwiederte er, indem er hinauseilte und die andern Leute zusammenrief. Kennt Ihr unsern ehemaligen, guten General noch? rief er ihnen zu, als sie, zwölf Mann stark, eintraten. Hier ist er, der uns immer so väterlich behandelte, und, wenn Noth vorhanden war, seinen letzten Bissen mit uns theilte. Kommt her, daß er Euch genau ansehen und erfahren möge, daß er sich unter lauter ehemaligen tapfern Streitern für's Vaterland befindet! Ehrfurchtsvoll standen die Männer um mich herum; ihre unheimlichen, mordlustigen Mienen verwandelten sich bei der Erinnerung an die frühere gute Zeit in ein wehmüthiges Lächeln; ja ich bemerkte sogar einen unter ihnen, dem dieselbe eine Thräne aus den finstern Augen entlockte. Sie kamen einer nach dem andern auf mich zu und drückten mir die Hand, und ich erkannte allerdings mehrere als Soldaten meines Regiments. Ich machte ihnen natürlich kräftige Vorstellun-

gen über ihre Lebensweise, erinnerte sie an das Verbrecherische derselben und sagte, daß es mich sehr schmerzen müsse, sie unter solchen Verhältnissen wieder zu finden. Sie wissen am besten, General, fing einer unter ihnen mit gesenktem Blicke an, was wir in der Kriegszeit ausgestanden haben; wir haben gutwillig ohne Murren unser Blut für den Kaiser verspritzt, indem die Meisten unter uns zu Krüppeln geschossen wurden. Da hörte der Krieg auf und mit ihm auch unser Nahrungszweig. Vergebens hielten wir um Unterstützung an, sie wurde uns versagt und unsere Verabschiedung vom Militair war der Dank für unsere treugeleisteten Dienste. Arm und von dem Nothdürftigsten entblößt, an das freie Leben gewöhnt und deshalb arbeitsscheu, wußten wir nicht, was wir beginnen sollten, und entschlossen uns also einstimmig, einen Krieg im Kleinen zu führen, und so für unser Auskommen, das uns vom Staate versagt worden, selbst Sorge zu tragen. Sechs-

zehn von unsern Leuten fanden sich zu diesem Zwecke zusammen; fünf derselben sind schon gestorben, ihnen ist wohl, aber unser wartet vielleicht noch ein schlimmes Loos!

In diesem Augenblick trat noch ein Räuber ein; sein Äußeres ließ schließen, daß es der Hauptmann sei, und ich hatte mich nicht getäuscht. Da kommt unser Hauptmann, erscholl es von allen Seiten, und ein freudiges Vivat begleitete diese Worte.

Er blieb, betroffen über die sich seinen Augen darstellende Scene, in der Thür stehen und sah erst mich und dann seine Leute mit durchbohrenden Blicken an. Was soll das bedeuten? fragte er dann mit ernster Stimme, indem es ihm wahrscheinlich sonderbar vorkommen mochte, seine rohen, raubgierigen Leute, gleich Kindern um ihren Vater, ehrfurchtsvoll um mich herumstehen zu sehen. Der Wirth beeilte sich, ihn mit mir und den näheren Umständen bekannt zu machen. Wenn dem so ist, erwiderte der

Hauptmann beruhigt, so seien Sie willkommen! Dann stand er eine Weile sinnend da, während dessen ich Zeit hatte, seine schöne, wohlgeformte Gestalt und seinen kräftigen Muskelbau zu bewundern; plötzlich kam er auf mich los, ergriff meine Hand, drückte sie krampfhaft und sagte dann mit bewegter Stimme: General, da Sie viele von meinen Leuten kennen, so nehmen Sie sich ihrer hülfreich an; es ist noch nicht alles Gefühl bei ihnen erloschen; Viele sind unter ihnen, die herzliche Reue über ihren Lebenswandel empfinden; könnten Sie ihnen Verzeihung auswirken, aus den Meisten würden noch brave Männer werden.

Ich glaubte kaum meinen Ohren trauen zu dürfen, als ich aus dem Munde dieses Mannes, den ich doch für einen argen Bösewicht halten mußte, solche gefühlvolle Worte vernahm. Sie machten um so mehr Eindruck auf mich, als ich in seinem blassen Gesichte die Spuren heimlichen Kummers und innerer Rüh-

rung bemerkte. Was ich thun kann, will ich thun, antwortete ich ihm, indem ich seine Hand herzlich drückte. Ich bot sodann alle meine Überredungskunst auf, sie von dem Schändlichen ihres gegenwärtigen Lebens zu überzeugen, schilderte mit hellen Farben das Glück eines ruhigen, arbeitsamen Lebens, und rieth ihnen zuletzt, da sie im Vaterlande sich doch nun einmal das Vertrauen verscherzt hätten, in dem neuen Erdtheile, wo schon mancher sein Glück gemacht hätte, den Rest ihrer Tage in Arbeit ruhig zu verleben. Ich hatte auch die Freude, meine Ermahnungen und meinen Rath gut aufgenommen zu sehen. Wenn uns unser Hauptmann unseres Eides entbindet, riefen sie, so geschehe, was Sie gesagt haben! und Aller Augen richteten sich auf diesen.

Dessen entlasse ich Euch von ganzem Herzen, erwiderte dieser, mich soll's freuen, wenn aus Euch noch ordentliche Kerle werden. Ja ich begleite Euch sogar nach der neuen Welt, denn

schon lange war es mein Vorsatz, dahin auszuwandern.

Ein Lebehoch brachte mir und dem Hauptmann den gewiß aufrichtig gemeinten Dank. Ja, nach Amerika! riefen sie einstimmig, und schwenkten freudig ihre Hüte. Nur zwei unter ihnen zogen es vor, in Deutschland zu bleiben, und da ihr Brot als ehrliche Leute zu verdienen. Darauf gab ich ihnen nach der Reihe die Hand und ermahnte sie, ihrem Vorsatze treu zu bleiben, was sie heilig gelobten. Nun entfernten sie sich jubelnd, um den Rest der Nacht noch fröhlich zuzubringen. Nur der Hauptmann blieb zurück, welcher von Neuem meine Hand ergriff und sie heftig an sein Herz drückte.

General, sagte er, Ihnen habe ich den künftigen Frieden meiner Seele zu verdanken. Woran ich schon lange im Stillen gearbeitet habe, das ist durch Ihre Mithülfe endlich zur Ausführung gekommen. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank und lernen Sie in mir einen

durch Gewissensbisse unglücklich gemachten Mann kennen. Durch Habsucht ließ ich mich verblenden, meinen Wohlthäter, der mir ein zweiter Vater geworden war, auf die schändlichste Weise zu betrügen. Ich bin schuld, daß der rechtlichste aller Kaufleute in H...... zu Grunde gerichtet wurde; ich bin schuld an dessen kurz darnach erfolgtem Tode, und auch durch mich ist dessen einziger Sohn, der sogar mein Jugendfreund war, in grenzenloses Elend gerathen. Mit dem geraubten Gelde suchte ich nach Amerika zu entkommen, um da ungestört die Frucht meiner schändlichen That zu genießen. Allein die rächende Nemesis erreichte mich, ehe ich diesen Vorsatz ausführen konnte. Ich fiel in die Hände der Räuber, und wurde gänzlich ausgeplündert; in der Verzweiflung entschloß ich mich, selbst dieses Handwerk zu treiben, und trat unter diese Bande, die Sie nunmehr kennen gelernt haben. Da ich mich durch Muth und Unternehmungsgeist auszeichnete, wurde ich

nach dem Tode unseres Hauptmanns an dessen Stelle gewählt, welchen schändlichen Titel ich bis jetzt geführt habe.

Doch bald erwachte die Reue in meinem Herzen; der Wurm der Selbstanklage nagte an meinem Innern. Um wenigstens einigermaaßen mein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, suchte ich den Aufenthalt des vorhin gedachten Sohnes meines Wohlthäters auszuforschen; allein vergebens, alle Mühe war fruchtlos. So lastet eine doppelte Schuld auf mir, und mehr als einmal bin ich schon in Versuchung gewesen, mein trauriges, elendes Leben gewaltsam zu endigen.

Sie können, Herr General, mein Gewissen beruhigen, wenn Sie dieses Packet — welches er aus dem Busen zog — an den Sohn des Kaufmanns K...... in H...... zu befördern suchen. Lange Zeit trage ich es schon bei mir herum, ohne es an den Mann bringen zu können. Vielleicht erfahren Sie etwas Näheres über

den jetzigen Aufenthalt des Herrn K...... Doch entschuldigen Sie, rief er, sich besinnend, aus, ich muß noch eine Kleinigkeit darin bemerken; morgen werde ich so frei sein und Ihnen dasselbe zur gütigen Besorgung übergeben. Ich selbst beabsichtige, einen zweiten Versuch mit einer Überfahrt nach Amerika zu machen, um dort mein ruchloses Leben zu beschließen. Gebe Gott, daß mein letzter Wunsch, nächst diesem, auf das Packet zeigend, erfüllt werde. Können Sie den Aufenthalt des Herrn K...... nicht auffinden, so erbrechen Sie es; Sie werden darin eine kurze Schilderung meiner Schicksale finden.

Nachdem ich ihm die heiligste Versicherung gegeben hatte, alles Mögliche anwenden zu wollen, um seinen Wunsch zu erfüllen, schied er mit nassem Blick von mir.

Am andern Morgen fand ich schon alle Räuber in reger Thätigkeit und mit der Ausführung ihres Vorhabens beschäftigt. Nachdem

sie mich bis an den Wagen begleitet und mir den richtigen Weg gezeigt hatten, schieden sie gerührt von mir und so endete das anfangs so gefährlich scheinende Abentheuer für mich mit dem freudigen Bewußtsein, etwas Gutes gestiftet zu haben. Späterhin habe ich durch eingezogene Nachrichten erfahren, daß die Bande die dortige Gegend wirklich verlassen hatte.

Haben Sie denn, unterbrach hier Ludwig den General, das Packet an den Kaufmannssohn abgegeben?

Nein, erwiderte dieser; trotz aller Bemühung, meinem deshalb gegebenen Versprechen zu genügen, ist mir solches nicht möglich gewesen. Niemand konnte mir Auskunft über ihn geben. Nur so viel erfuhr ich, daß derselbe nach dem Tode seines Vaters mit dem geringen Überreste seines Vermögens seine Vaterstadt verlassen habe und seitdem spurlos verschwunden ist.

Darüber kann ich Ihnen die beste Auskunft geben, entgegnete Ludwig.

Wie so? fragte der General gespannt.

Weil dieser Sohn des Kaufmanns K...... in H...... mein vertrautester Freund ist. Auf einer Reise wurde ich mit ihm bekannt und er erzählte mir seine traurigen Schicksale. Wenige Thaler waren ihm von dem väterlichen Vermögen übrig geblieben, mit denen er seine Reise antrat. Nach mehrjährigem Aufenthalte in R....... bei einem ehemaligen Handelsfreund seines Vaters hatte er das Glück, eine bedeutende Summe in der Lotterie zu gewinnen, und war eben im Begriff, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, um sich mit seiner früher verlobten Braut zu vermählen. Ich habe ihn bis in seine Vaterstadt begleitet, wo er sich jetzt aufhält; Sie können daher Ihr Versprechen noch erfüllen.

Ja, bei Gott, das will ich, rief der General aus, sobald wir unsere Sachen ins Reine gebracht haben.

Wie sich doch Alles so wunderbar fügt! sagte Ludwig. Hätten Sie nicht die Geldbörse

bemerkt, die ich zufällig vorher in Händen hatte, und aus Versehen da liegen ließ, so wäre Manches nicht geschehen; ich würde Zeitlebens den unersetzlichen Verlust meiner Adelaide betrauert haben und zwei Glückliche würden weniger auf dieser Erde sein. Was mag die arme Adelaide während der Zeit gelitten haben! Denn doch nur Verzweiflung konnte sie zu dem Schritte bringen, daß sie ein Kloster zu ihrem Aufenthalte wählte. Leider mag auch der unselige Brief mit dazu beigetragen haben, daß sie vollends allen Lebensmuth verloren hatte. Wie mag sich das arme Mädchen geängstigt haben, in welchem Lichte muß ich bei ihr erschienen sein; doch sie wird mir verzeihen, wenn sie die näheren Umstände erfährt.

Ach, was soll Ihnen denn meine Tochter verzeihen, sprach der General dazwischen, war ich denn nicht die Triebfeder Ihres Handelns, konnten Sie sich denn aus der Schlinge ziehen, die ich, zu meiner Schande muß ich's gestehen,

Ihnen dadurch gelegt hatte? Doch, das ist vergessen; Sie werden mein damaliges Handeln verzeihen, lieber Sohn; ich hatte selbst die Folgen nicht berechnet, die meine auflodernde Hitze mit sich bringen konnte. Sie wissen, daß ein alter Soldat nicht so leicht sein Wort bricht, und so wollte ich auch meinem Versprechen nicht ungetreu werden, das ich dem Grafen von G..... in Hinsicht meiner Tochter gegeben hatte. Außerdem hätte ich solche Umstände nicht gemacht und meine arme Tochter nicht vergeblich gequält. Doch, betrachten Sie das Geschehene, da es nun einmal nicht zu ändern ist, als einen Prüfstein Ihrer Liebe. Ohne Kampf und Widerwärtigkeit hat man einmal nichts in der Welt, und desto herrlicher ist der Sieg, wenn man ihn schwer erkämpft hat.

Doch wir lassen jetzt die beiden Reisenden ihren Weg weiter verfolgen und wenden uns zu Adelaide in den düstern Mauern ihres Klosters.

IX.

Adelaide hatte unterdessen durch die mütterliche Pflege der Äbtissin zwar ihre vorige Gesundheit, nicht aber ihre Seelenruhe wieder erhalten. Zwar hatte sie im Schooße der Kirche den allerbesten Trost für ihr wundes Herz gefunden, doch konnte sie dessen ungeachtet den Gegenstand ihrer heißesten Wünsche nicht vergessen. Denn davon war sie fest überzeugt, daß Ludwig nur durch harte Zusetzung ihres Vaters hatte dazu gebracht werden können, ihr den Brief, der sie im Innersten erschütterte, zu schreiben. An seiner aufrichtigen Liebe zweifelte sie keinen Augenblick, denn sie kannte den Charakter ihres Geliebten zu genau. Nur noch einmal hätte sie mit ihm sprechen, nur noch einmal in sein holdes Antlitz schauen mögen; dann wollte sie gern auf immer entsagen. Denn von ihrem harten Vater hoffte sie nun keine Änderung ihres Looses mehr. Felsenfest war

sein gegebenes Wort; diesem würde er Alles aufopfern, das war ihr bekannt.

Eines Nachmittags saß sie mit der Abtissin im Klostergarten und arbeitete mit Emsigkeit an dem Kleide einer armen Waise, welche im Kloster Schutz und Obdach gefunden hatte; eine Thräne drängte sich zuweilen verstohlen aus ihren Augenwimpern und fiel auf ihre Arbeit nieder.

Aber um der heiligen Jungfrau willen, mein liebes Kind, sagte die Äbtissin, die dieses bemerkte, haben Sie denn Ihren Schmerz noch nicht genug ausgeweint, wollen Sie Ihre kaum erst wieder erlangte Gesundheit nochmals um des Irdischen willen untergraben? Suchen Sie nur bei unserm Erlöser Trost und Hülfe, er allein kann Ihnen ersetzen, was Sie verloren haben. Zwar kostet es viel Überwindung, wenn man sein Herz bekämpfen und seine Gefühle unterdrücken soll; ich kann das, da ich mich in einer ähnlichen Lage befand, recht gut beur-

theilen; aber mit Hülfe unseres heiligen Glaubens ist es mir gelungen, das Irdische gegen das Himmlische zu vertauschen, und die Wunden, welche mir das Schicksal geschlagen und die bei der Erinnerung an meine Jugendjahre aufs Neue bluten, zu heilen. Trösten Sie sich mit mir und lassen Sie uns Schätze für den Himmel sammeln, die uns keine irdische Macht rauben kann.

Ja, das will ich, verehrte Freundin, erwiderte Adelaide, seien Sie mir Mutter und geben Sie mir Ihre auf Erfahrung beruhenden Rathschläge, ich will Ihnen in Allem eine folgsame Tochter sein und bin überzeugt, daß Sie Alles zu meinem wahren Besten leiten. Ich werde die Welt und ihre Freuden vergessen, aber verlangen Sie nur nicht, daß ich auch meines Geliebten vergessen soll; sein Bild steht mit Flammenschrift in meiner Seele gegraben.

Dies muthe ich Ihnen auch nicht zu, meine liebe Tochter, sagte sanft die Äbtissin; allein

Sie werden mir wohl selbst darin Recht geben, daß eine öftere Erinnerung an ein verfehltes Lebensglück nur schädliche Folgen haben kann. Suchen Sie also auf andere Gedanken zu kommen, fassen Sie die Überzeugung, daß Alles, was Ihnen begegnete, Gottes Wille war. Gottes Schickungen sind oft wunderbar! wie hätte ich in meinen früheren Jahren je daran gedacht, daß ich meine Tage in einem Kloster zubringen würde, da meine Verhältnisse mich berechtigten, große Ansprüche an die Welt und ihre Freuden zu machen.

Ja, Adelaide, auch ich habe geliebt und wurde heiß und innig wieder geliebt; aber ein hämischer Dämon riß mich aus dem Himmel meines Glückes. Mein Geliebter war der Graf Edmund von Arnstein, der mit seinen Ältern ein in der Nähe unseres Stammgutes gelegenes Lustschloß bewohnte. Unsere Väter waren die innigsten Freunde und fast immer bei einander. Kein Wunder also, daß sich diese

Freundschaft auch auf die Kinder fortpflanzte. Edmund war mein täglicher Spielgenosse, mit ihm in steter Gesellschaft habe ich meine Kinderjahre, die seligste Zeit meines Lebens, verlebt. Keins konnte ohne den andern auch nur einen Tag hinbringen, und wir betrachteten uns als Schwester und Bruder. Doch später trat an die Stelle der vermeintlichen Geschwisterliebe eine noch innigere Zärtlichkeit, und immer mehr wuchs mit den Jahren unsere gegenseitige Neigung. Unsere Väter bemerkten bald unser Verhältniß und gaben mit freudigem Herzen ihre Einwilligung zu unserm Bunde, der mit ihren Wünschen ebenfalls übereinstimmte. Allein bald änderten sich die für uns Liebenden so glücklichen Umstände; unsere Väter wurden um ein Stück Waldung, worüber sie mit einander in Streit geriethen, die bittersten, unversöhnlichsten Feinde. Ein mehrjähriger Prozeß, den mein Vater gewonnen, brachte den Grafen von Arnstein nur noch mehr gegen unser Haus auf;

wo er wußte und konnte, suchte er uns zu beleidigen und zu kränken. Seinem Sohne hatte er mit aller Strenge den Umgang mit mir verboten, aber dessen ungeachtet fanden wir Gelegenheit, uns zu sprechen und unsere Liebesbetheuerungen zu erneuern, bis ein trauriger Vorfall uns aus diesem Taumel weckte. Der Graf von Arnstein hatte bei einem gelegentlichen Zusammentreffen meinen Vater mit Worten so beleidigt, daß dieser es nicht mit Stillschweigen übergehen konnte. Er erhielt von meinem Vater eine Einladung zum Duell, bei welchem jener so gefährlich verwundet wurde, daß er nach einigen Tagen seinen Geist aufgab. Vorher aber hatte ihm sein Sohn, mein Geliebter, am Sterbelager schwören müssen, das Blut seines Vaters zu rächen. Kurz nach seinem Tode erhielt nun auch mein Vater eine Aufforderung zum Duell, dessen sich derselbe, obwohl mit schwerem Herzen, unterzog. Zwar sagte er mir nichts von seinem Vorhaben, aber seine

Unruhe war für mich ein deutlicher Beweis, daß ihn etwas Außerordentliches beschäftigte. Verstört kam er einige Stunden nach seinem Fortgange zurück, schloß mich weinend in seine Arme und hatte nicht den Muth, mir das Vorgefallene selbst zu erzählen. Doch bald erfuhr ich den ganzen Zusammenhang. Mein Vater hatte im Duell auch den jungen Grafen von *Arnstein*, meinen Geliebten, getödtet. Eine fürchterliche Krankheit, die fast in völligen Wahnsinn ausartete, war die erste Folge dieser Nachricht. Als sich später meine Gedanken wieder zu ordnen anfingen, war die Welt ein Schauplatz des Schreckens für mich geworden; ich wählte ein Kloster zu meinem Aufenthalte und habe darin den Trost gefunden, der meinem Herzen so noth that.

Ja, liebe Adelaide, fuhr die Äbtissin fort, ich glaubte damals nicht, daß ich die Schreckenszeit überleben würde, noch viel weniger, daß ich je wieder des Lebens froh werden könnte.

Aber Zeit und Umstände mildern im Leben gar Vieles; auch Sie werden mit der Zeit mit ruhigerem Blute Ihres gewiß auch schmerzlichen Looses gedenken und es aus einem andern Gesichtspunkte betrachten lernen. Wir leben ja nicht in dieser Welt, um nur Freuden und Vergnügungen zu genießen, sondern auch, um Kummer und Herzeleid ertragen zu lernen. Diese kurze Erdenzeit ist doch nur eine Prüfungsschule für die Ewigkeit. Wer hier viel gelitten hat, der wird dort reichlich entschädigt werden. Unser Heiland hat uns, wie in Allem, so auch in der Entsagung und Hintansetzung alles Irdischen ein treffliches Beispiel gegeben, und wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen, lehrt uns die Schrift.

Hier wurde die Äbtissin durch den Pförtner unterbrochen, welcher zwei Herren meldete, die unverzüglich mit der Äbtissin zu sprechen wünschten. Diese entfernte sich darauf und Adelaide arbeitete unterdessen emsig fort, nicht ahnend,

welch' ein entscheidender Augenblick ihr bevorstand; denn sie war viel zu sehr in Gedanken, über das eben Besprochene, versunken.

Nach wenigen Augenblicken kam die Äbtissin zurück und — wer schildert Adelaidens Empfindungen! — derselben folgten ihr Vater und ihr Geliebter. Vor plötzlicher Überraschung wäre sie bald in Ohnmacht gesunken, doch Ludwigs Umarmung und seine Küsse weckten das arme Mädchen aus ihrer Betäubung und überzeugten sie, daß Alles kein Traum, sondern lauter Wirklichkeit sei. Stumm lagen sich die beiden Liebenden in den Armen, und der General und die Äbtissin weideten sich an der herrlichen Scene. Meine Adelaide, mein Ludwig, war Alles, was man von den beiden Liebenden hören konnte, und beide weinten Thränen der Freude. Selbst der alte General zog mehrere Mal sein Taschentuch und trocknete eine Thräne.

Nach einem kurzen Aufenthalte im Kloster nahmen Alle von der alten Äbtissin gerührt

Abschied und dankten ihr für die mütterliche Sorgfalt, die sie an Adelaide verwendet hatte. Obgleich die Äbtissin über das Glück der Liebenden erfreut schien, so sah man ihr es doch an, daß sie es ungern sah, daß Adelaide das Kloster wieder verließ. Der General machte nun den Vorschlag, im Landhause seiner Schwester die Trauung vollziehen zu lassen, welches mit Freuden aufgenommen wurde. In aller Stille wurde sodann das junge Ehepaar bei der darüber innigst vergnügten Tante eingesegnet und Alle reiseten nun nach Wien zurück, wo ein glänzender Ball, den jungen Eheleuten zu Ehren, vom General veranstaltet ward.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Wien mußte Ludwig, seiner Dienstgeschäfte halber, wieder nach D.....; der alte General, der sich nur ungern von seinen Kindern trennen wollte, hielt um seinen Abschied an, der ihm auch mit einem beträchtlichen Jahrgehalte

ausgestellt wurde, und folgte, nachdem er über sein Hauswesen die nöthigen Verfügungen getroffen hatte, einige Wochen später nach.

Im Kreise seiner Kinder lebte der alte General noch einmal auf und er erglühte in sichtbarer Freude, als er ein Jahr später einen lieben kleinen Enkel auf seinem Schooße wiegen konnte. Aber auch Ludwig und Adelaide lebten im Vollgenuß ihrer Liebe und wähnten die glücklichsten Menschen unter der Sonne zu sein; denn einer lebte nur für den andern und jeder wetteiferte, wer dem andern die reinsten Opfer der Liebe bringen könnte.

Eines Abends, wo sie im traulichen Kreise sich unterhielten, kam Ludwig zufällig auf seinen Freund, den Kaufmann, zu sprechen, und erinnerte sich dabei des Packetes, dessen der General in seiner Erzählung gedacht hatte. Ja, rief Ludwig erfreut aus, als es der General herbeigeholt und er die Aufschrift gelesen hatte, es ist die Adresse meines Freundes, und unsere

Pflicht ist es, daß wir es dem rechtmäßigen Eigenthümer übersenden.

Ach, was übersenden, rief der General dazwischen, selbst hinreisen wollen wir, damit auch ich und Adelaide Ihren Freund, dessen Sie immer so rühmlich gedenken, kennen lernen.

Ihr Vorschlag stimmt ganz mit meinem Wunsche überein; nur weiß ich nicht, ob mein liebes Weibchen sich zu dieser Reise verstehen wird, antwortete Ludwig, sich zu Adelaiden wendend.

Da kannst Du noch fragen, lieber Ludwig? Du weißt doch, daß Dein Wille auch immer der meinige ist, erwiderte diese sanft verweisend.

Die nöthigen Anstalten zu dieser Reise waren bald getroffen, und Ludwig hoffte seinen Freund gewiß auf eine höchst angenehme Weise zu überraschen.

X.

Der Kaufmann K...... in H...... verlebte ebenfalls in den Armen seiner Karoline, die nun schon längst sein liebes Weibchen war, recht glückliche Tage, und beide suchten sich auf jede nur mögliche Art für ihre ausgestandenen Widerwärtigkeiten zu entschädigen. Allein das böse Schicksal schien diesen Mann noch nicht genug verfolgt zu haben. Schon ein Jahr nach der Verheirathung wurde ihre glückliche Ehe durch den Tod des alten B. getrübt. Obgleich ihm hierdurch das beträchtliche Vermögen desselben zugefallen war, und er dadurch, so wie durch glückliche Handels-Unternehmungen, seinen Reichthum täglich wachsen sah; obgleich außerdem seine Karoline ihn mit einem holden Knaben beschenkt hatte, der das Ebenbild seines Vaters in allen Zügen an sich trug, und sonach sein Glück und seine Zufriedenheit auf immer befestigt schien: so sollte ihn doch noch

ein Schicksalsschlag treffen, der ihn sehr tief zu beugen drohte. Eines Tages erhielt er nämlich durch einen Eilboten die niederschmetternde Nachricht, daß zwei Schiffe, welchen er den größten Theil seines Vermögens anvertraut hatte, gescheitert und mit Mann und Maus untergegangen wären. Bleich vor Schrecken, ließ er den verhängnißvollen Brief fallen, und sank auf seinen Lehnstuhl zurück, das blasse Gesicht mit den Händen bedeckend.

Seine Frau, die gerade im Zimmer anwesend war, kam zitternd auf ihn zugesprungen, das größte Unglück ahnend, und bestürmte ihn mit Bitten, ihr die bangen Zweifel zu lösen.

Stumm sie in die Arme schließend, zeigte er auf den am Boden liegenden Brief, den Karoline mit Blitzesschnelle durchflog. Aber, mein lieber Karl, sagte sie darauf ganz gleichgültig, was bist Du denn deswegen so ganz außer Dir? suche Dich doch über den Verlust irdischer Güter zu trösten; es bleibt uns trotz dem im-

mer noch genug, um anständig leben zu können, und, wenn wir Alles verlieren, bleibt uns nicht unsere Liebe? Wir können unser Hauswesen mehr einschränken und in vielen Sachen sparsamer zu Werke gehen. Auf diese und ähnliche Weise suchte sie ihren bekümmerten Mann zu trösten.

Weib, Du bist ein Engel! rief dieser endlich aus; ja, Du hast recht, warum soll ich mich über meinen Verlust so grämen, da ich eine Gattin besitze, die Freude und Leid mit mir theilt. Deine Standhaftigkeit im Unglück ist mir ein doppelter Beweis Deiner Liebe.

Aber sieh da, mein Schätzchen, was hält denn für ein Wagen vor unserer Thür? sollte der Besuch uns gelten? doch wüßte ich nicht, wem ich diese Ehre zu danken hätte. Einige Minuten später lag sein Freund, der Geheimerath von Holdheim, in seinen Armen. Die aufrichtigste Freude las man in allen Gesichtern, als unser Ludwig dem edlen Paare seine Frau

und seinen Schwiegervater vorgestellt hatte, ja selbst der Kaufmann vergaß darüber seinen unersetzlichen Verlust und machte seinem Freunde mit lachendem Muthe seinen Unglücksfall bekannt. Nachdem die herzliche Begrüßungs-Scene vorüber war, entledigte sich der alte General seines Auftrages und 'zog das Packet aus der Tasche, indem er das Wichtigste davon, wie er zu diesem Auftrage gekommen, dem erstaunten Kaufmann mittheilte. Neugierig riß dieser die wohlverwahrten Siegel auf; aber neues Erstaunen bemächtigte sich seiner und aller Anwesenden, als er eine Anweisung von 48,000 Thalern in seinen Händen hielt! Auch ein Brief war beigeschlossen, den er vorlas.

“ Unglücklicher Jugendfreund!

“ Voller Scham und Reue über mein begangenes Verbrechen, was nicht nur Ihrem guten alten Vater, der mich wie sein eigenes Kind erzog und pflegte, den Tod brachte, sondern auch Sie ins Elend stürzte, schrieb ich dieses

nieder. Doch soll es keineswegees eine Rechtfertigung meiner Schandthat sein, die ich, wie ich wohl weiß, nicht einmal versuchen kann, sondern nur ein kleines Abbild meines elenden Lebens. Um 45,000 Thaler hatte ich meinen Wohlthäter betrogen, ihn auch, um eines unbedeutenden Gewinnes willen, in Betreff der fallirenden Handelshäuser auf die schändlichste Weise belogen; aber die rächende Nemesis erreichte den Missethäter, ehe er die Früchte seiner Handlungen genießen konnte. Auf dem Wege nach Amerika begriffen, wurde ich wenige Meilen von B..... von Räubern überfallen und rein ausgeplündert. Verfolgt, wie ich fürchten mußte, blieb mir weiter nichts übrig, als selbst Räuber zu werden und dieses schändende Handwerk habe ich auch, als späterer Anführer der Bande, in der größten Ausdehnung betrieben. Doch bei all' meinem ruchlosen Leben wurde ich unaufhörlich von den schrecklichsten Gewissensbissen gefoltert, nirgends

fand mein verderbtes Herz Ruhe; stets schwebte mir die greise Gestalt Ihres unglücklichen Vaters vor Augen, dessen Tod ich erfahren hatte. Wie gern hätte ich mein Verbrechen wieder gut gemacht, aber konnte ich dies wohl beim besten Willen? Würden Sie oder Ihr Vater, wenn er noch gelebt hätte, aus den Händen des Räubers Ihr entwendetes Eigenthum zurückgenommen haben? Gewiß, dazu sind Sie zu edel. Doch beiliegende Anweisung von 48,000 Thalern ist kein Blutgeld, sondern das Erbtheil eines in der Schlacht tödtlich verwundeten Officiers, den wir auf der Landstraße hülflos auffanden und zur Verpflegung — ja auch Räuber können Mitleid haben — mit uns nahmen. Nach einigen Tagen verschied er und übergab mir als Geschenk, da er ohne Blutsverwandte zu sein vorgab, diese Anweisung. Dadurch wurde meinem trostlosen Herzen ein Weg gebahnt, dem Sohne meines unglücklichen Wohlthäters mit Zinsen zurückzuerstatten, was ich schändlicher Weise

entwendet hatte. Aber, wie sollte ich dies bewerkstelligen? Niemand wußte Ihren Aufenthalt. Da entschloß ich mich denn zu diesem Hülfsmittel, gebe Gott, daß Sie den Brief erhalten!

“Unglücklicher Freund, können Sie mir nicht vergeben, o, so schenken Sie mir nur Ihr Mitleid. Rechnen Sie es meiner verblendeten Jugend zu, daß ich da fehlte, wo man es am wenigsten erwarten sollte. So leben Sie denn ewig wohl, und bedauern Sie den unglücklichen Franz, der gewiß sein ruchloses Leben schon geendet hat, wenn Sie diesen Brief erhalten. Wohl wird mir sein, wenn ich von dieser Erde, auf welcher ich mein Glück mit Füßen von mir stieß, geschieden bin. Noch einmal, Verzeihung oder Mitleid Ihrem unglücklichen Jugendfreunde, und vergeben Sie mir, daß ein Räuber diesen süßen Ausdruck noch einmal zu gebrauchen wagt. Ach, unbeschreiblich elend ist

Ihr

Franz S.”

"N. S.

"Der Zufall hat uns den edlen General von L..... in unsere Hände geführt, der Ihnen wahrscheinlich, wie er mir versprach, diesen Brief einhändigen wird. Gott möge es diesem edlen Manne lohnen. Durch seine Vermittelung hat sich auch meine Bande aufgelöset und der größte Haufe entschlossen, nach Amerika überzuschiffen, worunter auch ich sein werde, um da mein elendes Leben in nützlicher Thätigkeit zu beschließen. Ein nochmaliges Lebewohl von

Ihrem

unglücklichen Franz."

Tief war der Eindruck, den diese kurze Lebensschilderung auf alle Anwesenden gemacht hatte. Ja, ich verzeihe Dir, armer Jugendfreund, sagte der Kaufmann mit nassem Blick, mögest Du glücklich in Amerika ankommen und da Deine verlorne Seelenruhe wieder erhalten! Du hast genug für Dein Verbrechen gebüßt.

Ja, sagte der General, scharf genug war auf seinem eingefallenen blassen Gesicht der Kummer und der innere Seelenzustand ausgedrückt; ich bedaure von Herzen sein elendes Schicksal. Einen Beweis, daß sein Herz noch nicht ganz verdorben ist, giebt nicht nur seine Reue über seine Verbrechen, sondern auch die zu lobende Absicht, an dem Sohne wieder gut zu machen, was er an dem Vater verschuldet hat; und Ihnen muß eine solche Summe, die Sie ohne Bedenken annehmen können, nach Ihrem bedeutenden Verluste auch erwünscht kommen.

Allerdings, sprach der Kaufmann lächelnd, gelegener konnte dieses nicht zusammentreffen. Mein Schaden ist durch die unerwartete nie geahnte Hülfe geheilt; aber nun lassen Sie uns, auf das Wohl meines unglücklichen Retters und auf seine glückliche Ankunft in der neuen Welt, ein Glas Wein trinken. Der Herr vergebe ihm, wie ich ihm vergebe!

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte nahmen Ludwig mit seiner Gattin und dem General von dem Kaufmann Abschied und reiseten vergnügt nach ihrem Wohnorte zurück.

Noch mehrere Male hatte Ludwig das Glück, seinen Freund, der bis an das Ende seiner Tage im blühendsten Wohlstande lebte, zu sprechen, und jedesmal drückten sie, sich glücklich preisend, gegenseitig die Hände.

Der General verlebte noch freudenvolle Jahre, begrüßte noch mehrere Enkel und Enkelinnen von seiner Adelaide, und als er endlich alt und lebensmüde starb, konnte er die frohe Zuversicht mit in jene Welt nehmen, seine Tochter, die mit ihrem Ludwig die glücklichste Ehe führte, wohlversorgt zu hinterlassen.

Der Sylvesterabend.

I.

Der Postdirector H... hatte die Gewohnheit, am Sylvesterabend eines jeden Jahres eine gewisse Anzahl intimer Freunde und Zechbrüder zu sich einzuladen, um mit diesen die wenigen Stunden des scheidenden Jahres in heiterer Gesellschaft zu verleben und das Neujahr mit einem Toaste zu begrüßen. Dabei stellte er es sich zur Hauptaufgabe, seine Gäste mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken so zu bewirthen, daß Keinem in dieser Hinsicht etwas zu wünschen übrig blieb. Dies wußten auch seine verehrten Freunde nur allzu gut und versäumten es keineswegs, der geschehenen Einladung Folge zu leisten, wenn sonst der alte

Corpus nicht durch einen außergewöhnlichen Fall daran verhindert wurde.

So hatten sich denn auch am Sylvesterabend des Jahres 18.. die alten Bekannten in des Postdirectors Hause zur bestimmten Stunde eingefunden und ließen sich das Abendessen, das auch diesmal, wie gewöhnlich, mit dem feinsten Weine gewürzt wurde, trefflich munden. Nach beendeter Mahlzeit setzten sich die Männer, sechs an der Zahl, mit dem Hausherrn um den großen, runden, eichenen Tisch, auf welchem eine große Bowle Punsch recht einladend dampfte. Jeder stopfte sich ein Pfeifchen, und bald saß der fröhliche Männerkreis in einer dicken Rauchwolke gehüllt; denn Jeder that mit der Pfeife sein Möglichstes, weil man insgesammt wußte, daß dieses Manöver dem Hausherrn am besten behagte.

Die geistigen Getränke fingen nach und nach an, ihre Wirkungen zu äußern, denn die Zungen wurden fesselloser und die Sprache zu-

traulicher. Ein Toast wurde nach dem andern, mit derben Kernsprüchen, ausgebracht und man überließ sich ungenirt der heitersten Laune. Nur der Postdirector wurde, je mehr er trank, einsilbiger und trauriger gestimmt. Man kannte aber schon die seltene Manier des grämlichen Alten, der durch geistige Getränke stets in düstere Melancholie verfiel, viel zu sehr, als daß man daran Anstoß nehmen sollen.

Eine Zeitlang hatte der Postdirector im dumpfen Hinbrüten versunken vor sich dagesessen, während um ihn tapfer gezecht und gejubelt ward, als er plötzlich mit einem vollen Glase sich erhob. Mit einem umkreisenden Blick auf die Gesellschaft rief er: "Dies Glas unserm verstorbenen Freund, dem Accise-Inspector D., der aus unserm Kreise geschieden ist." Man that Bescheid, und der Hausherr fuhr fort: Erinnern sich die Herren noch, wie zu dieser Stunde im vorigen Jahre der Selige so vergnügt war und einen Toast auf fröh-

liches Wiedersehen zum Sylvesterabend des Jahres 18.. ausbrachte? Wir Andern sind wieder wohlgemuth bei einander, aber er ist aus unserer Mitte geschieden. Im vorigen Jahre wurden wir, wenn ich nicht irre, auf recht unangenehme Weise aus unserm Kreise gestört. Ich glaube, unser verstorbener Freund hatte gerade den Vorschlag gemacht, daß Jeder von der Gesellschaft irgend ein wichtiges Ereigniß aus seinem Leben mittheilen solle, als auf der Straße Feuerlärm entstand. Diese unerwartete Störung brachte uns um einen großen Genuß; denn unser Freund hat seine unterbrochene Erzählung nicht vollenden können. Vielleicht hätte er uns Aufschluß über sein geheimnißvolles Benehmen während seines mehrjährigen Hierseins gegeben, und ich war wirklich neugierig, Auskunft darüber zu erhalten. Denn trotz dem, daß ich sehr intim mit ihm war, vermied er doch jederzeit meine darauf an ihn gerichteten Fragen und suchte die-

sem Thema stets auszuweichen. Wahrscheinlich hat er irgend ein Geheimniß mit ins Grab genommen.

Wenn Ihnen, Herr Postdirector, so wie den übrigen Herren an der Geschichte des uns allerdings seltsam scheinenden Mannes etwas gelegen ist, so bin ich im Stande, darüber Auskunft zu geben, entgegnete der Amts-Assessor M.; denn mir hat der Inspector in einer vertraulichen Stunde eine kurze Schilderung seiner Lebens-Ereignisse gemacht.

Ei, so erzählen Sie doch, Herr M., rief schnell der Postdirector. Ich glaube, wir können das Andenken unseres Biedermannes nicht besser ehren, als wenn wir uns mit seinen frohen oder traurigen Schicksalen befreunden; und mit ungeheuchelter Theilnahme wollen wir den im vorigen Jahre ausgesprochenen Wunsch unseres Freundes, daß jeder der Anwesenden irgend ein wichtiges Lebens-Ereigniß, zum Besten der Gesellschaft, mittheile, jetzt zu erfüllen suchen;

vielleicht umschwebt uns unsichtbar des Verstorbenen Geist und erfreut sich des liebevollen Gedenkens.

Nun wohlan, erzählen Sie, Herr M., erscholl es aus Aller Munde; wir sind mit dem Vorschlage zufrieden; ein Jeder halte ein Histörchen in Bereitschaft.

Ich weiß zwar nicht, begann der Amts-Assessor M., ob unser verstorbener Freund in dieser Gesellschaft folgendes Lebens-Ereigniß von sich würde mitgetheilt haben, was er nur mir im Vertrauen, und zwar auf dem Krankenlager erzählte. Ich habe es bis jetzt, da ich nicht für nothwendig fand, dasselbe zur Öffentlichkeit zu bringen, verschwiegen; doch unser Freund ist nicht mehr unter den Lebenden, und ich sehe nicht ein, warum ich Anstoß nehmen soll, da doch alle Anwesende, mehr oder minder, seine Freunde waren, mitzutheilen, was unser Freund, so zu sagen, auf dem Herzen hatte. Denn Sie Alle haben ihn als einen

stillen, verschlossenen Mann, der nur selten an Freuden Theil nahm, kennen gelernt, weshalb er uns oft räthselhaft vorkam. Doch hören Sie.

Als ich erfahren hatte, daß der Inspector D. schon mehrere Tage bettlägerig sei, stattete ich demselben eines Abends einen Besuch ab. Zu meinem Erstaunen fand ich den Kranken, seit den vierzehn Tagen, wo er das Bett hüten mußte, so verändert und abgezehrt, daß ich anfänglich gar nicht begreifen wollte, wie ein Mensch in so kurzer Zeit so hinfällig werden könne. Mit matten Blicken sah mich der Kranke an, reichte mir lächelnd die welke Rechte und sagte mit matter Stimme, als er meine Verwunderung über seinen Zustand bemerken mochte: Nicht wahr, Herr Assessor, Sie finden mich sehr verändert? Ich werde, so Gott will, es nicht lange mehr machen, der Tod wüthet schon in allen meinen Gliedern. Ja, ja, Freund, der Allvater fordert mich vor seinen Richterstuhl. Ich suchte dem Kranken Muth und Vertrauen

auf Gott einzusprechen; doch er schüttelte mit dem Kopfe und sah mit langen, wehmüthigen Blicken mich eine Zeitlang an; dann erfaßte er voller Inbrunst meine Hand, und drückte dieselbe mit Wärme. Sie, bester Freund, und die übrigen meiner Bekannten, fing er darauf an, haben mich wohl oft für einen Sonderling gehalten, und mein Betragen mag Ihnen auch alle Veranlassung gegeben haben, mich so zu beurtheilen. Ach, wenn Sie gewußt hätten, was mich im Leben beunruhigte, so unaufhörlich folterte, man würde mich milder beurtheilt haben. Doch auf Erden werde ich bald ausgelitten haben, und ich denke, Gott wird mir verzeihen, daß ich aus Unwissenheit das gräßlichste aller Verbrechen beging. Gott, was habe ich gelitten, was für qualvolle Jahre durchlebt! Doch, Gott ist gerecht, ich hatte die Zuchtruthe wohl verdient. Mein Freund, fuhr er fort, einen Mord auf seinem Gewissen zu haben, einen Brudermord, o, es ist entsetzlich!

Starr vor Entsetzen blickte ich den Kranken an, um mich zu überzeugen, ob er nicht phantasire, denn eines solchen Verbrechens hielt ich ihn nicht für fähig.

Er aber fuhr bitter lächelnd fort: Sie erschrecken über eine unerhörte That, und sehen mich mit Abscheu an; doch richten Sie mich nicht allzu streng. Hören Sie mich an; ein Sterbender, der in kurzer Zeit vor dem Richterstuhl Gottes steht, wird und kann nur Wahrheit sprechen; ermessen Sie darnach meine Strafbarkeit.

Wirklich gespannt hörte ich zu, als der Kranke, nach mancher kleinen Pause, fortfuhr:

Ich bin gebürtig aus P..., an welchem Orte mein Vater Bürgermeister war. In meinem zehnten Jahre starb derselbe. Ich hatte nur noch einen Bruder, welcher vier Jahre älter war, als ich. Zwei Jahre nach des Vaters Tode starb auch meine Mutter, und wir beiden Kinder wurden einem Verwandten zur Erzie-

hung übergeben. Obgleich mein Vater einiges Vermögen hinterlassen hatte, so erhielten wir doch nur eine äußerst dürftige und dabei strenge Erziehung. Mein Bruder besaß von Kindheit an einen unbeugsamen Trotz, der ihm öfters harte Züchtigung brachte. Nach einem muthwilligen Streiche, wo seiner eine harte Strafe wartete, entlief er, und lange Zeit konnte man seinen Aufenthaltsort nicht erfahren. Erst nach Verlauf von einigen Jahren wurde uns die Kunde, daß derselbe, nachdem er eine Zeitlang bei einem Bauer fürs tägliche Brot gedient, sich unter die Soldaten in Preußischen Diensten hatte anwerben lassen. Allein nach mehreren liederlichen Streichen desertirte er, und seitdem blieb er uns, so wie jeder andern Nachforschung spurlos verschwunden. Mittlerweile war auch ich zum Jüngling herangewachsen, und die kriegerischen Unruhen in Deutschland, welches Napoleon mit seinen Heerschaaren bedrohte, veranlaßten auch mich, Kriegsdienste zu nehmen.

Auf einer Geschäftsreise nach Berlin begriffen, machte ich Bekanntschaft mit einem jungen Officier, welcher mich verleitete, in Preußische Dienste zu treten. Vielfach waren die Gefahren meiner kriegerischen Laufbahn, mit deren Aufzählung ich Sie jedoch nicht langweilen will, sondern nur die eine Thatsache aus derselben hervorheben, die mich so grenzenlos unglücklich machte. Es war kurz vor der Schlacht bei Leipzig, wo die verbündeten Mächte ihre Streitkräfte zusammenzogen, um dem großen Welteroberer mit vereinten Kräften die Spitze zu bieten. Auch unsere Armee marschirte nach Leipzig. Es war im Monat September, als ich mit 11 Mann, die mit mir zur Recognoscirung abgeschickt worden waren, in dem Städtchen Dessau anlangte. Nach unserm Plane wollten wir noch das Dorf Lingenau, welches an der Straße nach Leipzig und zwei Stunden von Dessau entfernt lag, erreichen. Aber ich hatte noch einige Geschäfte in erwähnter Stadt

abzumachen, und schickte meine Leute, indem ich ihnen auftrug, meiner in Lingenau zu warten, dahin ab. Es fing schon an zu dunkeln, als ich nach beendigtem Geschäfte das Städtchen verließ, und ich schritt demnach mit Sturmschritten die lange Pappel-Allee entlang, die mich nach dem erwähnten Dorfe führen sollte. Nach Verlauf einer halben Stunde kam ich in einen finstern Kieferwald, in welchem ich mich, der eingetretenen Finsterniß halber, verirrte. Stundenlang lief ich in der Haide umher, bis ich endlich in einiger Entfernung einen Lichtschimmer erblickte und Hundegebell vernahm. Vergnügt schritt ich darauf los und gelangte nach einem einsam liegenden Thorhause, aus welchem streitende Männerstimmen in meine Ohren drangen. Nach einiger Überlegung öffnete ich die Thür und trat in das kleine Stübchen ein. Ich erblickte im Zimmer einen Franzosen, welcher, wie mir die versammelten Landleute kurz erzählten, hatte plündern wollen; aber dafür

war er von den Bauern so zusammengeschlagen worden, daß er mit blutendem Kopfe, nach Hülfe schreiend, aus einem Winkel in den andern taumelte. Schon der Name Franzose, der hier arme Leute berauben wollte, brachte mein Blut in Wallung; zornig zog ich meine Klinge und versetzte dem Unglücklichen den letzten Gnadenhieb über den Kopf, daß er mit gespaltenem Schädel zur Erde stürzte; worauf der Soldat von den wüthenden Bauern zur Thür hinausgeschleppt wurde. Die Nacht über blieb ich in dem Thorhause und wartete den Anbruch des Tages ab. Mit aller Frühe verließ ich diese Hütte, um zur rechten Zeit mit meinen Leuten, die im Dorfe Lingenau meiner warteten, zusammenzutreffen, und dann gemeinschaftlich nach Leipzig zu marschiren. Etwa hundert Schritte konnte ich mich von der Hütte entfernt haben, als ich den Franzosen, an einem Baumstamm gelehnt, sitzend erblickte. Der Arme lebte noch, obgleich der Kopf gespalten war.

Der Anblick war schaudererregend. Das ganze Gesicht war von geronnenem Blute überdeckt, der Hirnschädel klaffte einen Zoll breit von einander, und der Unglückliche klagte und jammerte. Von unnennbarer Herzensangst gefoltert, ging ich zur Hütte zurück und befahl den Bauern, mir zur Beerdigung des erschlagenen Franzosen behülflich zu sein. Dazu hatte man keine Ohren; doch als ich meine Klinge auf dem Rücken eines breitschulterigen jungen Kerls einige Mal tanzen ließ, leistete man willig Gehorsam. Zwei Männer mit Spaten folgten mir darauf und gruben im Angesichte des Sterbenden ein nur wenige Fuß tiefes Grab. Ein Bauer versetzte dem Soldaten noch einen Schlag, worauf er in die kleine Grube hineingewälzt wurde, obgleich das Schlachtopfer immer noch Lebenszeichen von sich gab und sich sichtlich vor dem Lebendigbegrabenwerden sträubte. Kalt rieselte es mir durch Mark und Bein, als die Landleute Erde auf den Armen warfen,

welche sie mit den Füßen feststampften, und das Opfer sich bemühte, die lockere Erde, obwohl mit schwachen Kräften, aufzuheben; ja man hörte in der Erde noch dumpfe Klagetöne. Voller Abscheu blickte ich, tief ergriffen, von diesem Schreckensplatze weg, und sah vor mir eine Brieftafel liegen, die dem Soldaten gehören mußte. Ich nahm dieselbe zu mir, öffnete sie und nach einigen flüchtigen Blicken erkannte ich sie als die Brieftafel meines Vaters, und fand darin die Handschrift meines Bruders. Im ersten Schreck stürzte ich besinnungslos zu Boden und eine fürchterliche Ahnung, daß dieser Soldat mein Bruder sein könne, durchfuhr meine Seele. Als ich wieder zu mir selber kam, riß ich dem einen verblüfft dastehenden Bauer den Spaten aus der Hand und schaufelte die Erde von dem Todten hinweg, um mich zu überzeugen, ob hier nicht eine Täuschung vorhanden sei. Nach wenigen Augenblicken lag der Erschlagene, immer noch zuckend, vor mir. Eiligst

entfernte ich das geronnene Blut von seinem Gesichte und mit einem Schrei des Entsetzens sank ich zurück; denn der erschlagene Soldat war — mein Bruder.

Sie können selbst denken, fuhr der Kranke sichtbar erschöpft fort, wie unbeschreiblich schmerzvoll dieser Anblick für mich sein mußte. Nachdem ich meine Gedanken wieder geordnet und den unglücklichen Bruder anständig beerdigt hatte, lief ich wie rasend von dannen, um in der nächsten Schlacht mein Leben tollkühn preis zu geben. Dies war mein fester Vorsatz; denn der Gedanke, den einzigen Bruder, den letzten Blutsverwandten ermordet zu haben, war entsetzlich für mich. Mein Leben selbst zu enden, hielt ich für ein doppeltes Verbrechen; heißhungrig wartete ich daher auf die nächste Schlacht, wodurch ich mit dem unglücklichen Bruder mich zu versöhnen gedachte. Gott weiß es, fuhr Herr D., immer schwächer werdend, fort, daß ich den Tod gesucht habe, daß die Kugeln mich

im Schlachtgewühl umsausten, daß wohl haufenweise meine Nebenmänner stürzten, aber ich blieb vom Tode verschont. Gott sparte mein Leben zu noch größerer Strafe auf. Meine in allen nachherigen Schlachten gezeigte Tollkühnheit brachte mir zwar Ehre und Ansehen, aber keineswegs den gesuchten Tod. Unversehrt kehrte ich aus jeder Schlacht zurück. Nach Beendigung des Feldzuges war ich bis zum Hauptmann avancirt und erhielt darauf in dieser Stadt den Posten als Accise-Inspector, für die geleisteten Kriegsdienste.

Das Übrige wissen Sie, lieber Freund, fuhr der Kranke mit leiser Stimme fort, bedauern Sie mich und preisen Sie mich dann glücklich, wenn Sie meinen Tod erfahren; denn auf dieser Erde habe ich keine Ruhe.

Ein heftiger Brustkrampf versagte ihm das weitere Sprechen; er fiel ohnmächtig in die Kissen zurück. Da schon die Mitternachtsstunde herangerückt war, rief ich die Wärterin herbei,

und entfernte mich, den hartgeprüften Mann tief betrauernd. Am andern Morgen war er verschieden. Friede seiner Asche! — Ja, Friede seiner Asche, riefen alle Anwesende. Es war dennoch ein braver Mann. Für wen hat er in diesem Leben gearbeitet, für Niemand anders, als für Arme und Hülfsbedürftige, diese haben eine kräftige Stütze an diesem edlen Manne verloren. Übrigens hat er durch die Qual seines folternden Gewissens unendlich gelitten; man sah es ihn an, daß er ein Geheimniß in seinem Herzen zu verbergen suchte. Doch er beging schuldlos das fürchterliche Verbrechen; darum dieses Glas auf seine Seelenruhe! Jeder stieß theilnehmend an und leerte sein Glas bis zur Neige.

II.

Doch lassen wir ruhen die Todten, wir haben es jetzt mit Lebenden zu thun, bemerkte der Hauptmann G. Ihnen, Herr Postdirector, kommt es, als Wirth, nun zu, den Anfang mit einem Histörchen aus Ihrem Leben zu machen. Gehen Sie uns mit einem guten Beispiele voran, wir Übrigen werden nicht unterlassen, uns mit einem Geschichtchen zu entwickeln.

Nun wohlan, begann der Hausherr, sich räuspernd, wenn Sie, verehrte Anwesende, einem schlechten Erzähler einige Minuten willig Ihr Ohr leihen wollen, so will ich es versuchen. Wir wollen einmal aufrichtig gegen einander sein und unsere früheren Schwachheiten und Fehler gegenseitig eingestehen.

Ich war ein junger Milchbart von achtzehn Jahren, als ich mich zum ersten Mal im Leben in die schöne Blondine unseres alten Jägers Caspar sterblich verliebte. Mein Alter, der sich

gern Baron schimpfen und das Prädikat eines reichen Gutsbesitzers beilegen ließ, donnerte und wetterte, als er mich in Liebchens Armen ertappte. Es ist hol's der Kukuk eine verteufelte Empfindung, wenn man in Schätzchens Armen in dunkler Hollunderlaube bei erquickender Kühle des Abends schwelgt, und unsanft bei dem Kragen gepackt und gewaltsam, unter fürchterlichen Flüchen, fortgeschleppt wird. Dies widerfuhr mir und ich ließ mich geduldig bis ins Schloß fortzerren, wobei mir die väterliche Linke manchen Rippenstoß versetzte.

Du ungerathener Bube! donnerte er mir, als wir im Zimmer angelangt waren, mit geballter Faust entgegen, was soll Dir diese unwürdige Neigung? Noch einmal, treffe ich Dich mit dieser gemeinen Dirne in so vertraulicher Stellung, dann ist Dein letztes Brot gebacken. Entweder ich schlage Dir die Knochen morsch, daß Du nie wieder an so etwas denken sollst, oder ich jage Dich zum Hause hinaus; dann

heirathe meinetwegen das in Staub geborne Geschöpf und werde Tagelöhner; aber mir kommst Du nie wieder vor die Augen; dann habe ich aufgehört, Dir Vater zu sein.

Mir zitterten vor Angst und Schreck alle Glieder am Leibe und zähnklappernd versprach ich willigen Gehorsam. Ein vierzehntägiger Stubenarrest war nach seiner Meinung eine sehr gelinde Strafe, die er mir auferlegte, wo ich vollkommen Zeit hatte, über meine Liebes-Affaire nachzudenken. Allein unmöglich konnte ich die reizende Marie vergessen, schon war der glimmende Funke zur Flamme gediehen, und doch mußte ich von meinem Vater, der ein äußerst jähzorniger Mann war, Alles fürchten, wenn derselbe dieser Liebschaft abermals auf die Spur kam. Mein Arrest war unterdessen abgelaufen und ich konnte wiederum von meiner Freiheit nach Belieben Gebrauch machen. Mein Vater schien Alles wieder vergessen zu haben und glaubte mich von dieser

Thorheit, wie er die Liebschaft nannte, geheilt. Überdies hatte er Anstalten getroffen, die mir fast jede Hoffnung, mit Marien wieder zusammen zu treffen, vereiteln mußten. Er hatte dem alten Jäger, bei Verlust seines Dienstes, angekündigt, seine Tochter entweder aus dem Hause zu entfernen, oder doch so zu hüten, daß eine Näherung unsererseits nicht wieder möglich sein konnte. Der erschrockene Alte, der von unserm Liebeshandel keine Silbe wußte, hatte seiner Tochter bei Leib und Leben untersagt, mit mir zu sprechen, und so war mir eine geraume Zeit alle Aussicht benommen, mit der liebenswürdigen Marie auch nur ein Wort zu wechseln; ja ich bekam dieselbe nicht einmal zu sehen, obwohl ich manchmal stundenlang lauschte, die holde Gestalt zu erblicken. Doch die Liebe, sagt man, ist erfinderisch; mein Herz klopfte immer stürmischer, daher machte ich einen kecken Gartenburschen, der mir willig zu dienen versprach, zu meinem Vertrauten. Ich fing

einen Briefwechsel an, und ehe ein Monat verging, hatte ich mit meiner Marie, die auch ihren Vater zu täuschen wußte, ein Rendezvous. Allerdings waren die Zusammenkünfte höchst selten; aber dadurch wurde unsere Liebe nur gesteigert, und wir schwuren uns gegenseitig treue Liebe, im Leben und im Tode. Leider wurden wir bald aus dem geträumten Frühlingshimmel auf recht unangenehme Weise verdrängt. Meinem Vater war mein nächtliches Ausbleiben aufgefallen, und gefällige Zungen hatten ihm bald den Ort angezeigt, wo ich und Marie in Seligkeit schwelgten und Pläne für die Zukunft baueten. Fest und innig hatten wir uns umschlungen, als die drohende Gestalt meines Vaters zwischen uns trat. Mit kräftiger Faust riß er uns auseinander und schleuderte uns zu Boden. Doch wie der Wind raffte ich mich auf, ehe noch der zum Schlage gehobene Stock meinen Körper berührte, und das Gefährliche meiner Lage schnell überden-

kend, war ich mit drei vier Sätzen über die ziemlich hohe Gartenmauer. Mein Vater fluchte und tobte hinter mir; aber ich ergriff, ohne weitere Überlegung, das Hasenpanier, und lief stundenlang feldeinwärts, bis die Füße unter mir zusammenbrachen. Fest stand mein Vorsatz, nie wieder unter die väterliche Gewalt zurückzukehren; lieber mein Brot mit meiner Hände Arbeit verdienen, als mich von einem jähzornigen Vater tyrannisiren zu lassen. Meine verstorbene Mutter hatte in Breslau noch eine Schwester, die dort an einen gewissen Hauptmann L. verheirathet war. Auf diese hatte ich mein Vertrauen gesetzt; zu der wollte ich, ihr meine Noth klagen und mich ihres Beistandes versichern. Zum Glück hatte ich eine gefüllte Börse bei mir, die vor der Hand vor drückendem Mangel mich schützen konnte. Wohlbehalten langte ich nach einer beschwerlichen Fußreise bei meiner Tante an, und wurde von derselben, so wie von meinem Herrn Vetter,

freundlich aufgenommen. Beide kannten meinen Vater, aus der oft harten Behandlung meiner unglücklichen Mutter, und versprachen, sich meiner anzunehmen. Mein Vater hatte unterdeß meinen Aufenthalt ausgemittelt und drang auf eine gerichtliche Auslieferung meiner Person. Lieber wäre ich aber in den Tod gegangen, als daß ich in das Vaterhaus zurückgekehrt wäre. Das einzige Rettungsmittel, mich vor väterlicher Gewalt zu schützen, war der Soldatenstand. Gern ergriff ich diese Gelegenheit, trat unter das Militair und legte so den Grund zur ewigen feindseligen Trennung zwischen mir und meinem Vater. Anfangs fand ich meine neue Stellung, bis auf die Trennung von meiner Geliebten, recht erträglich, doch später lernte ich einsehen, was für eine Zuchtruthe ich mir durch den Militairstand aufgebunden hatte. Ein Jahr lang war ich schon Soldat und hatte während dieser Zeit auch noch nicht ein Wort von meiner Marie erfahren können.

Aber länger hatte auch mein stürmisches Herz nicht Ruhe mehr; ich mußte meine Marie sehen und sprechen, koste es, was es wolle. Ich nahm daher auf einige Wochen Urlaub und reisete auf Flügeln der Sehnsucht in meine Heimath zurück. Aber wie wurde mir, als ich, in unserm Dorfe angekommen, mich nach derselben erkundigte. Dieselbe hat in acht Tagen mit dem Sohn des Schulzen Hochzeit, hieß es. Mit geöffnetem Munde, starr vor Schrecken, blickte ich den Verkündiger dieser Schreckensbotschaft an. Der Bauer, den ich von früher her sehr gut kannte, begaffte mich, ohne mich zu erkennen; denn ich ging in Husaren-Uniform und ein schattiger Schnurrbart zierte meine Oberlippe. Mit dem festen Vertrauen, daß Marie, sobald sie mich erblicken würde, in meine Arme sinken, sich ihrer Schwüre erinnern und den Bauerburschen sitzen lassen würde, ging ich zu ihr. Aber ach, ich traf dieselbe in den Armen des jungen Burschen. Sie wurde, als sie

mich erblickte, feuerroth, und wollte von mir, wie von unserm Liebesabentheuer, wie sie es spöttelnd nannte, nichts wissen. Ich stand vor dem glücklichen Paare, wie vom Donner gerührt, und haschte vergebens nach Worten, bis mich der höhnende Zuruf des jungen Gesellen, was ich hier eigentlich wolle? aus meiner Betäubung riß. Wüthend, ohne ein Wort sagen zu können, stürzte ich zur Thür hinaus, und ein höhnendes Gelächter scholl zu meinen Ohren. Die hellen Thränen, ob der schmerzlichen Täuschung, liefen mir über die Wangen und traurig schritt ich vor dem Schlosse meines Vaters vorüber, dessen Liebe ich durch meinen Leichtsinn, mit dieser unwürdigen Neigung, verscherzt hatte, nach dem Wirthshause zu, wo ich unverzüglich meinen Rappen sattelte, und im gestreckten Galopp, mit zerrissenem Herzen, aus meinem Geburtsorte sprengte. Fürchterliche Rachegedanken stiegen in meiner Seele auf; bald wollte ich umkehren und die treulose Ge-

liebte im Angesichte ihres Buhlen ermorden, und mir dann selbst den Mordstahl ins Herz senken; bald großmüthig handeln, der Falschen verzeihen und mein Herz gewaltsam beschwichtigen, und Gott weiß, was für Pläne und Entwürfe in mir aufstiegen und gefaßt wurden, ohne dieselben zur Ausführung bringen zu können. In diesem aufgeregten Zustande kam ich wieder nach Breslau zurück und erzählte meinem Vetter und der Tante mein Mißgeschick. Guter Junge, versetzte dieser lachend, darüber mußt Du Dich zu trösten suchen; ein Soldat muß eines Mädchens wegen nicht den Kopf verlieren wollen, Du wirst schon Gelegenheit finden, mit andern hübschen Damen Bekanntschaft anzuknüpfen, und am Ende froh sein, daß es mit Deiner Liebschaft, die Dir ohnehin wenig nützen konnte, so kam. Glaube mir's, Du kannst höhere Ansprüche machen; beim Militair sind Dir alle Hülfsquellen geöffnet; Du kannst eine glänzende Carriere machen. Bringe

es nur erst bis zum Lieutenant, dann sollst Du sehen, wie Dir die schöne Welt entgegen kommt. Solche Trostreden brachten mich auch bald zur Vernunft; ich dachte nach und nach mit Gleichgültigkeit an die treulose Geliebte; später vergaß ich dieselbe ganz, zumal da mein Vetter richtig geurtheilt hatte. Kaum hatte ich es bis zum Fähnrich gebracht, als ich auch schon ein recht inniges Verhältniß mit einer schönen Bäckerstochter angeknüpft hatte. Ein neuer Himmel war seitdem über mich aufgegangen, als ich mich hinlänglich überzeugt zu haben glaubte, daß meine Liebe eben so feurig erwiedert ward. Sechs Wochen hatte dieses Liebesverhältniß bereits gedauert, als ich eines Abends, zur ungewöhnlichen Stunde, nach der Wohnung meiner Angebeteten eilte, um dieselbe auf recht angenehme Weise zu überraschen. Leider war die Überraschung von der Art, daß ich aus meinem vermeintlichen Himmel in die Hölle geschleudert wurde. In der Stube nämlich ver-

nahm ich heimliches Geflüster und Liebesgekose. Mit ängstlicher Spannung und nie gekannter Eifersucht öffnete ich plötzlich die Thür, und, denken Sie sich mein Erstaunen, die Geliebte meines Herzens lag in den Armen meines Ober-Lieutenants, des Grafen v. G..., eines Wüstlings ohne Gleichen. Tödtlich erschrocken stürzte ich wie ein Unsinniger zur Thür hinaus, und lief, als ob mir der Kopf brannte, in mein Quartier, wo ich mich verzweiflungsvoll auf mein Lager warf. Abermals so bitter getäuscht, verwünschte ich das weibliche Geschlecht und faßte den ernstlichen Vorsatz, künftig vorsichtiger zu sein. Nachher erfuhr ich, daß meine Schöne mit mehreren Officieren in einem traulichen Verhältnisse stand und mich nur als Lückenbüßer betrachtet hatte.

Mittlerweile rüstete sich Preußen, um dem gewaltigen Welteroberer feindlich gegenüber zu treten. Auch ich mußte mit ins Feld rücken. In verschiedenen Schlachten fand ich Gelegen-

heit, mich auszuzeichnen, stieg von Stufe zu Stufe und brachte es endlich bis zum Major. Noch einige Mal knüpfte ich Bekanntschaften mit Damen an; aber in der Liebe hatte ich kein Glück; stets wurde ich entweder getäuscht oder betrogen, oder die Verhältnisse gestalteten sich so, daß ich mit leeren Händen ausgehen mußte. Nach beendigtem Feldzuge war ich, durch bedeutende Wunden, zum ferneren Soldatenstande untauglich gemacht, und erhielt demzufolge diese Anstellung als Postdirector. Mein Vater war unterdeß gestorben, ohne daß wir uns im Leben wieder gesehen hätten; daß er mir aber selbst auf dem Krankenlager noch nicht verziehen hatte, bewies er in seinem hinterlassenen Testamente, nach welchem ein weitläuftiger Verwandter zum Universal-Erben aller seiner Besitzungen ernannt, ich aber gänzlich enterbt war. Ich tröstete mich über den Verlust irdischer Güter, zumal da mich mein Posten in den Stand setzte, anständig leben zu können. Ich denke nun als

alter Hagestolz den Rest meiner Tage ruhig zu verleben; denn wohl schwerlich möchte es einer Syrene wieder gelingen, das alte schwer erprobte Herz zu bethören. Ich habe dem weiblichen Geschlechte ewigen Haß geschworen, zumal da vor einigen Jahren mein Heirathsproject, auf welche Art, ist Ihnen bekannt, mit einem dieser undankbaren Geschöpfe von Neuem scheiterte. Jetzt bin ich von diesem Spleen völlig geheilt und ich nehme mir das Beispiel des edlen Seume zum Muster, wenn finstere Wolken auf meiner Stirn sich aufthürmen; lese dessen herrliches Gedicht an seinen Freund Münchhausen, worin er sich eben nicht lobend über die Weiber ausspricht, und ich bin beruhigt. Denn der unvergeßliche Seume sagt:

Flieh' vor dem Weibe, Freund; in ihren Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen.
Es hat die Welt, die vor Dir liegt,
Kein Wesen, das mit allen Engelgaben,
An denen sich die blinden Opfer laben,
Am Ende grausamer betrügt. ꝛc.

So auch in der Strophe:

Du irrest nicht; des Mädchens Flamme währet
Bis Lunens Hochlicht zweimal wiederkehret;
Dann sucht sie neuen Zeitvertreib,
Und kann mit Deinen heiligsten Gefühlen,
Mit Deinem Leben, wie mit Würfeln spielen.
Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib! rc.

Auf, dieses Glas dem edlen Seume! fuhr der Postdirector mit lauter Stimme fort, und leerte mit vollen Zügen das gefüllte Glas. Mehr gezwungen, als aus freiem Antriebe, folgten die Anwesenden dem Beispiele ihres Wirthes; denn Mancher mochte wohl anders urtheilen, über das schöne Geschlecht, als der grämliche Postdirector.

Vorzüglich schien der Bau-Inspector V. sichtlich darüber entrüstet, und er ließ sich folgendermaaßen vernehmen:

III.

Ich war sieben Jahr alt, als meine Ältern am Nervenfieber starben. Der würdige Regie-

rungsrath S., der ein guter Freund von meinem Vater war, nahm mich, als hülflosen Knaben, in sein Haus auf und erzog mich, wie seine eigenen Kinder. Ich lernte diese edlen Pflegeältern nur wie Vater und Mutter lieben; denn ihnen verdanke ich meine Bildung, so wie meine nachherige Subsistenz. Die Kinder des Regierungsrathes nannten und liebten mich als Bruder, und vorzüglich zeigte die kleine Antonie schon im Mädchenalter eine besondere Vorliebe für mich. Stets waren wir bei einander und gegenseitige Gefälligkeiten brachten die kindlichen Herzen noch näher zusammen. Eine wahrhaft selige Zeit war für mich das Knabenalter, und noch jetzt denke ich mit freudiger Erinnerung an die sorgenfreien Tage zurück. Durch die väterliche Fürsorge meines Pflegevaters konnte ich, nach zurückgelegtem neunzehnten Lebensjahre, eine Universität, auf welcher ich das Bauwesen studiren wollte, besuchen. Als die Trennungsstunde schlug, wo

ich nach Jena, zur Erreichung dieses Zweckes, abreisen wollte, merkten ich und die liebenswürdige Antonie erst, was wir uns einander waren. Keiner glaubte ohne den andern auch nur eine Stunde leben zu können, und doch stand uns eine Trennung auf Jahre bevor. Schluchzend hing das arme Mädchen an meinem Halse und benetzte mich mit ihren Thränen. Der Liebesbund ward geschlossen und Schwüre ewiger Liebe und Treue gegenseitig gewechselt. Aber das Herz eines Jünglings ist von Natur unbeständig und flatterhaft. Kaum war ich einige Monate auf der Universität, so waren Antonie und die feierlichen Liebesschwüre vergessen. Ein anderer Gegenstand, die Tochter eines angesehenen Kaufmanns, ein blendend schönes Mädchen von sechszehn Jahren, hatte meine erste Liebe aus dem Herzen verdrängt. Antonie war vergessen; ihre zärtlichen Briefe wurden immer kälter, am Ende gar nicht mehr beantwortet. In meiner Einfalt glaubte ich damals nicht,

daß ein Mädchen, in Folge getäuschter Hoffnung sich abhärmen und grämen könne. Während ich im überglücklichen Liebestaumel, in den Armen meiner Agnes, schwelgte, opferte die unglückliche Antonie ihre Gesundheit meinetwegen auf. Meine Studierzeit war unter diesen glücklichen Verhältnissen bald beendet, als ich mich eines Tages von einem meiner Freunde verleiten ließ, ein Spielhaus zu besuchen. Der Reiz der Neuheit lockte auch mich zum Spiel. Zufällig hatte ich mein halbjähriges Stipendium, welches ich erst vor einigen Stunden erhalten hatte, in der Tasche; setzte also einen Thaler auf eine Karte und gewann, gewann abermals; verlor, verdoppelte den Einsatz, und in einer halben Stunde war mein ganzes Geld verspielt. Ärgerlich über mein Mißgeschick und durch diesen Verlust der äußersten Noth preisgegeben, verließ ich fluchend den Spieltisch und schlich, wie ein armer Sünder, in meine Wohnung. Schon am andern Tage fühlte ich das Entset-

liche meiner Lage; überall Schulden und keinen Heller in der Tasche, wofür ich Brot kaufen und den wüthenden Hunger stillen konnte. Meiner Geliebten, zu der ich darauf ging, fiel bald mein verändertes Wesen auf, und da sie unabläßig in mich drang, ihr die Ursache meines Verstimmtseins zu entdecken, so gab ich vor, daß ich meine Stipendiengelder noch nicht erhalten hätte, und dieserhalb in Verlegenheit gerathen sei. Froh, mir einen Dienst erweisen zu können, opferte das gute Mädchen ihre Sparkasse und drang mir dieselbe, trotz meines scheinbaren Sträubens, auf. Vergnügt verließ ich die Geliebte, die durch dieses Opfer meinem Herzen noch theurer geworden war, und mein Unstern führte mich abermals in das verdammte Spielhaus, um mit dieser Summe meinen gestrigen Verlust wieder beizukommen. Doch ich Unglücklicher mußte bald mit leeren Taschen in meine Wohnung zurückkehren; auch nicht ein Heller war mir verblieben. Zu meinem größ-

ten Schrecken war unterdeß ein Brief von meinem Pflegevater an mich angekommen, und ich konnte nicht einmal das Porto dafür bezahlen. Mit dunkler Ahnung erbrach ich den Brief, und denken Sie sich meinen kritischen Zustand; mein Pflegevater schrieb mir nämlich, daß seine Tochter Antonie schon seit einigen Wochen an einer abzehrenden Krankheit hart darnieder liege, und daß man jeden Augenblick ihr nahes Ende befürchte. In ihren Fieber-Anfällen habe dieselbe fortwährend meinen Namen genannt, und in lichten Augenblicken habe sie das Verhältniß zu mir, als man in sie drang, ihren Ältern entdeckt. Der Arzt, dem sie davon Mittheilung gemacht, habe geäußert, daß nur eine Gegenwart meiner Person wohlthätig auf den leidenden Zustand des armen Mädchens wirken könne, und daß davon vielleicht ihre Genesung oder ihr Tod abhänge. Der ängstliche Vater beschwor mich, sobald als möglich zurückzukehren, wenn ich auch meine

Gesinnung in Hinsicht seiner Tochter, wovon er früher keine Ahnung gehabt, geändert hätte.

Wie vernichtet stand ich nach Lesung dieses Briefes. Pflicht und Liebe kämpften mächtig in meiner Brust. Mit grellen Farben stand die Zukunft mir vor den Augen; hier sollte ich eine Heißgeliebte zurücklassen, und dort, das gebot die Pflicht, eine Frühergeliebte durch meine Gegenwart mit neuen Hoffnungen erfüllen. Meine Lage war wirklich entsetzlich; ich hatte keinen Pfennig Geld, um die Reisekosten zu bestreiten, und meine Geliebte abermals mit solchen Gelderpressungen zu belästigen, schien mir doch zu unästhetisch zu sein. Allein ein Entschluß mußte gefaßt werden. Ich machte Agnes mit meiner unaufschiebbaren Reise bekannt; sie weinte und bat, recht bald zurückzukehren. Als ich daher von ihr auf einige Wochen Abschied nahm, steckte sie mir einen prachtvollen Ring, mit Diamanten besetzt, an den Finger. Gedenke meiner

recht oft und vergiß Deine Agnes nicht, die Dich so herzlich liebt, rief sie mir mit thränendem Auge nach, als ich mich aus ihren Armen wand. Auch mir wurde der Abschied schwer, von dem liebenswürdigen Kinde. In halber Verzweiflung mußte ich das unschätzbare Kleinod, den köstlichen Ring meiner Agnes, versetzen, um nur Geld zu meiner Reise zu erhalten. Tags darauf langte ich bei meinen Pflegeältern an, die mich zwar ernst, doch freundlich empfingen. Wie ein Stich ging es mir durch's Herz, als ich meinen Wohlthäter erblickte, den ich, in Hinsicht seiner Tochter, so betrogen hatte. Antonie war auf meine Ankunft hinlänglich vorbereitet; sie erwartete mich sitzend im Bett. Starr vor Schrecken blickte ich in das bleiche Gesicht des leidenden Mädchens, und, von unnennbaren Gefühlen hingerissen, sank ich auf meine Knie vor ihr nieder und bedeckte die welke, weiche Hand mit unendlichen Küssen. Eine sanfte Röthe überflog

ihre bleichen Wangen und sie lispelte kaum hörbar: Ach, Ludwig, warum hast Du mir das gethan? Liebst Du mich denn gar nicht mehr? Ach, ich wäre bald gestorben! Helle Thränen stürzten aus meinen Augen; ich beugte mich sanft über die holde leidende Gestalt und hauchte einen leichten Kuß auf die glatte Stirn und bat um Verzeihung, betheuernd, daß ich meine Antonie eben noch so liebe, wie früher, und daß sie über mein räthselhaftes Schweigen Aufschluß erhalten solle. Wie elektrisch wirkten diese beruhigenden Worte bei dem kranken Mädchen. Von Tage zu Tage fühlte sie sich wohler und ein frisches Roth zeigte sich zur Freude der Ältern wieder auf ihren Wangen. Der Arzt wunderte sich über die schnelle Wirkung und erklärte bald die schon aufgegebene Patientin außer aller Gefahr. Indessen war auch meine Jugendliebe neu und stark erwacht; und der Regierungsrath, welcher das Verhältniß nun durchschaut hatte und wohl einsah, daß

seine Tochter ohne mich nicht leben und glücklich werden könne, nahm dieserhalb ernstliche Rücksprache mit mir. Er machte mir zwar sanfte Vorwürfe und tadelte mein früheres Betragen, daß ich nicht aufrichtiger gegen ihn gewesen sei; jedoch ertheilte er gern seinen Segen, als ich und Antonie ihn darum baten, und gab seine Einwilligung zu unserer Verlobung, die kurz darauf erfolgte.

Vier Wochen waren seitdem verflossen, und ich mußte nun wieder nach dem Orte meiner Bestimmung abreisen, um meine Studien vollends zu beenden. Antonie hatte ihre vorige Gesundheit wieder erlangt und zählte mit kindischer Freude Tage und Stunden, wann ich wieder von der Universität in ihre Arme zurückkehren würde. Wie ein armer Sünder kam ich mir vor, als ich in Jena anlangte und an mein Verhältniß mit Agnes dachte, die ich so hintergehen und vielleicht ebenfalls unglücklich machen mußte.

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen; denn Agnes, die seit meiner Abwesenheit keine Sylbe von mir erfahren hatte, war ebenfalls erkrankt. Mehrere vortheilhafte Verbindungen hatte sie früher meinetwegen ausgeschlagen, da sie fest meinen Schwüren vertraute. — Mit klopfendem Herzen ging ich in das Haus ihrer Ältern und fand sie, mit verweinten Augen, auf dem Sopha liegen. Sie richtete sich bei meinem Eintritt schnell auf und streckte mir die lilienweiße Hand entgegen. Ludwig, lispelte sie, Du hast lange nichts von Dir hören lassen; ich glaubte schon, Du würdest mich vergessen haben. Nein, nicht wahr, das kannst und wirst Du nicht? fuhr sie fort, indem sie mir das wild umherhängende Haar von der umwölkten Stirn strich. Ich schützte wichtige Familien-Verhältnisse vor, die mich so lange wider meinen Willen beschäftigt hätten, und suchte sie durch andere Ausflüchte zu beruhigen. Sie schien dadurch zufrieden gestellt und schloß mich zärtlich

in ihre Arme. Aber Ludwig, fing sie darauf scherzend an, nachdem sie meine Hand betrachtete, an welcher der Ring fehlte, Du scheinst wenig Gewicht auf mein Geschenk zu legen, da Du es nicht der Mühe werth hälst, dasselbe zu tragen. Erröthend suchte ich eine Lüge vorzubringen, indem ich vorgab, daß ich den Ring kurz vor meinem Hergange beim Waschen vom Finger gezogen, und vergessen hätte, denselben wieder aufzustecken. Lächelnd hielt sie mir die Hand vor den Mund, nahm zu meiner größten Beschämung den fraglichen Ring aus ihrem Busen und überreichte mir denselben zum zweiten Male. Darauf erzählte sie mir, daß gestern der alte Moses hier gewesen sei, und ihr zufällig den Ring gezeigt habe. Sie hätte allerdings bald denselben als denjenigen erkannt, den sie mir, bei meinem Abschiede von ihr, an den Finger gesteckt habe. Mit dem alten Wucherer habe sie sich abzufinden gesucht und den Ring wieder eingelöst. Voller Scham sank ich

ihr zu Füßen, gestand ihr mein Vergehen und meine Geldverlegenheit und bat um Verzeihung, die sie mir nur zu willfährig ertheilte.

Der Kopf brannte mir und meine Pulse zuckten convulsivisch, als ich wieder in meine Wohnung anlangte; ich dachte mit Schauder an die endliche Auflösung, die mich an den Pranger stellen und entehren mußte. Schon tief war ich bei dem sanften Mädchen in Hinsicht des Ringes gesunken, und wie viel mehr mußte dies der Fall sein, wenn Agnes mein Verhältniß mit Antonie, was über kurz oder lang geschehen mußte, erfuhr. Wirklich, meine Lage war entsetzlich. Der gefürchtete Augenblick stand mir auch nahe genug bevor. Eines Tages besuchte ich zur gewöhnlichen Stunde die gute Agnes, und fand diese ernstlich krank und sehr leidend. Mit verweinten Augen und leichenblassem Gesichte sah sie mich eine Zeitlang ruhig und gefaßt an. Im Bewußtsein meiner Schuld schlug ich beschämt die Augen nieder;

denn nicht vermochte ich den strafenden Blick zu ertragen. Komm' näher, Ludwig, hauchte sie kaum hörbar aus der beklemmten Brust, und überreichte mir zitternd einen Brief von Antonie, den ich unachtsamer Weise aus meiner Busentasche hatte fallen lassen. Meine Verwirrung war zu groß, als daß ich Worte der Entschuldigung finden konnte; ich war entlarvt. Sprachlos, mit schlotternden Knieen, stand ich gesenkten Blickes vor dem betrogenen Mädchen. Ludwig, sprach sie sanft verweisend, mit nassen Augen, Du hast sehr unrecht an mir gethan; Du bist schon verlobt, wie ich aus dem Briefe ersehen habe; das hätte ich nimmer von Dir erwartet. Ich wollte zu ihren Füßen sinken und ihr Alles gestehen; allein sie wehrte dieses ab, reichte mir mit verklärtem Blick die Hand und bat mich, sie zu verlassen und ihrer wenigstens freundschaftlichst zu gedenken. Ich bedeckte ihre brennende Hand mit unendlichen Küssen und stürzte wie wahnsinnig zur Thür

hinaus, mit dem Vorsatze, mein Leben zu enden. Doch kühlte sich mein Blut, noch ehe ich dies Vorhaben ausführen konnte, ab, indem ich Entschuldigungsgründe zur Rechtfertigung meiner Handlungsart aufzufinden wußte.

Meine Studierzeit war kurz darauf beendet. Agnes habe ich nie wiedergesehen. Vier Wochen nach meiner Abreise von Jena erfuhr ich ihren Tod. Was ich da empfunden, vermag ich nicht zu schildern; denn ich mußte mich als ihren Mörder anklagen. Noch jetzt denke ich mit Rührung an das arme Mädchen zurück und bedauere aufrichtig ihr Geschick, welches ich mit dem besten Willen nicht ändern konnte. Einige Jahre darauf, als ich eine Anstellung erhielt, heirathete ich meine Antonie, und kein böser Tag trübte bis jetzt unsere glückliche Ehe. Ja, wir lieben uns noch mit eben der Glut, wie in unserer Jugend.

Darum alle Ehre für das schöne Geschlecht, und wer dieser Meinung ist, stoße auf das

Wohl aller Frauen, die den Mann oft genug beschämen, an. Laut erklangen die Gläser, und ein: "Hoch leben die Frauen!" scholl aus Aller Munde. Nur der alte Postdirector ließ ruhig sein Glas stehen und murmelte einige unverständliche Worte durch die Zähne.

IV.

Mord, Pech und Schwefel, fing der Hauptmann G. erzählend an, Ihre Liebes-Affairen, Herr Bau-Inspector, haben mir den Kopf ganz unwirsch gemacht. Ich als Kriegsmann habe auch geliebt, mich um die Schönen auf Pistolen und Säbel duellirt, und, hol's der Kukuk, mehr Wunden aus den Duellen mit in mein Quartier gebracht, als aus mancher heißen Schlacht; aber so vernarrt bis zum Sterben ist keine in mir gewesen. Doch nichts für ungut, ich mußte auch manchen harten Strauß

bestehen, ehe ich meine Franziska heimführen konnte. Ich glaube, ich war auch so ein Gelbschnabel von achtzehn bis neunzehn Jahren, als ich meine Franziska zum ersten Male auf einem Balle kennen lernte. Wenige Minuten reichten hin, um ein Liebesverhältniß zwischen uns Beiden anzuknüpfen. Schon den andern Tag wollte ich, von heftiger Liebe entbrannt, bei ihrem Vater, einem wohlhabenden Gutsbesitzer, der eine Stunde von der Residenz ein artiges Landgut bewohnte, einen Besuch abstatten. Ich war damals eben zum Lieutenant avancirt, und hoffte um so mehr eine willige Aufnahme bei dem alten Bauer, wie ich ihn mir dachte, zu finden. Einen neuen Civil-Anzug hatte ich kürzlich von meinem Schneider auf Pump erhalten, und wollte in diesen Galla-Kleidern bei dem Herrn Schwiegerpapa mich präsentiren. Ich gefiel mir äußerst gut in dem neuen Anzuge und berechnete im Stillen den Effect, den ich bei dem verblüfften Alten, wenn ich mich als seinen

Schwiegersohn producirte, machen würde. Mit leerem Magen spazierte ich früh Morgens aus der Residenz, um mich auch in dieser Hinsicht in ein vortheilhaftes Licht zu stellen; denn, schmeichelte ich mir, die lassen auftragen, daß der Tisch knackt, und wenn du denn nicht gehörig schnabiliren kannst, so wird man dir es übel deuten. Donnerwetter, schwabbelte ich im zufriedenen Selbstgespräche fort, was wird der alte Bauer sagen, wenn so ein reichgekleidetes Herrchen ihn mit einem Besuche beehrt, und was für Augen wird er machen, wenn gar ein Lieutenant, welcher Hauptmann, Obrist, General werden kann, um seine Franziska anhält; und dabei focht ich mit meinem Stock in die Luft, als ob ich Alles vor mir niederdonnern wollte. Sachte, sachte, junger Herr, schrie ein altes Weib, sprang, so gut es ihre morschen Knochen erlaubten, auf die Seite, und fühlte mit der Hand an ihre Nasenspitze; denn diese hatte mein Stock, allem Anschein nach,

berührt. Erschrocken stellte ich das Fechten ein und stand nach wenigen Schritten vor dem Eingang der Wohnung meines Schwiegerpapas.

Spornstreichs wollte ich, nachdem ich die Hofthür geöffnet, eintreten; aber ein zottiger Kettenhund, den ich anfänglich nicht bemerkt hatte, sprang bellend mir entgegen. Schnell machte ich Kehrt; allein die wüthende Bestie hatte mich erfaßt, noch ehe ich die Thür wieder erreichen konnte, und ein ziemliches Winkeleisen, gerade an der Wade, wurde in meine neuen Beinkleider gerissen. Hm, dachte ich, der Herr Schwiegerpapa wird dich schon mit einer guten Aussteuer entschädigen. Dieser erschien auch kurz darauf nach dem fürchterlichen Hundegebell, in einem famösen Schlafpelz gehüllt, und fragte, in einem rauhen Tone, nach meinem Begehr. Ich habe mit Ihnen in einer besondern Angelegenheit zu sprechen, antwortete ich. Nun, so kommen Sie mit in meine Wohnstube.

Ich drängte mich dicht an ihn; denn der Bullenbeißer wies mir schon wieder fletschend die Zähne.

In der Wohnstube angelangt, blickte ich mich nach allen Seiten nach meiner Franziska um; aber nirgends war diese zu sehen. Nach einer gut studierten Einleitung kam ich denn endlich auf den Zweck meines Besuchs. Der Alte stutzte, runzelte die Stirn, musterte mich vom Kopfe bis zu den Füßen, und gab mir am Ende den kurzen Bescheid, daß seine Tochter, die übrigens mit einem braven Landmann versprochen sei, sich mit seiner Bewilligung durchaus in kein solches Liebesverhältniß einlassen dürfe; ich sollte mir daher jede Mühe ersparen und ihn mit derartigen Besuchen verschonen. Ganz verblüfft starrte ich den Bauer an; denn auf solchen Empfang war ich keinesweges vorbereitet. Ich stotterte verlegen einige Entschuldigungsworte und der Herr Schwiegerpapa brachte mich wohlbehalten zur Hofthür wieder hinaus. Da stand ich nun mit kirschrothem Gesicht vor

Ärger und Beschämung, betrachtete das große Winkeleisen in der neuen, noch nicht bezahlten Hose, und wanderte mit knurrendem Magen ganz de- und wehmüthig nach der Residenz zurück, den alten Bauer, mit seiner deutschen Derbheit, verwünschend. Das ging über meinen Horizont und wurmte dem neugebackenen Lieutenantstitel nicht wenig, daß man so wenig Umstände mit einem so gewaltigen Kriegsmanne gemacht hatte. Mein Weg führte mich nun zunächst in eine Weinstube, um daselbst meinen Ärger mit einer Flasche Burgunder zu ersticken. Hastig stürzte ich ein Glas nach dem andern hinunter, bis mir der Kopf, dieses seltenen Getränkes wegen, dermaßen zu schwindeln anfing, daß alle Gegenstände in der Stube tanzend vor meinen Augen sich im Kreise drehten. Das sorgenschwere Haupt mit der Hand gestützt, hatte ich eben das letzte Glas der zweiten Flasche bis zur Hälfte geleert, als ich von Jemand angeredet wurde:

Ei ei, Herr Lieutenant, Sie sitzen da so in Gedanken, als ob Sie eine Disposition zu einer Schlacht entwerfen wollten. Schon zwei Mal habe ich guten Morgen gewünscht, — doch was Teufel, mit wem haben Sie denn schon Duelle gehabt? Das ist ja bei meiner Seel' eine eigene Manier zu schlagen. Nur gut, daß noch gesundes Fleisch an ihrer Wade durchschimmert; der Duellant scheint es nur auf die Beinkleider abgesehen zu haben. Ha, ha, ha.

Donnerwetter, darnach haben Sie einen T.... zu fragen, schrie ich den Frager, indem ich mich umwandte, zornig an.

Nur gemach, junger Herr, entgegnete dieser; denn es war zu meinem Schreck der Hauptmann G., Sie scheinen heute hitziger Natur zu sein; macht's vielleicht das Lieutenantspatent, das Sie vor einigen Tagen erhalten haben, oder was ist sonst mit Ihnen los, daß Sie heute so rappelköpfisch sind?

Der Teufel ist mit mir los! schrie ich ihn nochmals an, da ich durch diese Äußerung abermals in Harnisch gebracht wurde; wissen Sie es nun? und donnerte das in der Hand haltende halbvolle Glas so gewaltig auf den Tisch, daß der Wein und die Glasscherben weit umherspritzten und mein Hauptmann einen guten Theil auf seine Montur davon abbekam.

Herr Hauptmann, kommen Sie, der Mensch ist betrunken, erscholl vom andern Tische her eine mir bekannt vorkommende Stimme, und der Hauptmann G. ließ die wahrscheinlich zum Schlage erhobene Hand sinken, und wandte mir den Rücken.

Mit einem Schwall von Donner- und Hagelwettern auf der Zunge, wollte ich gegen den unberufenen Sprecher, der nach meiner Meinung mich offenbar, durch dieses beschimpfende Prädicat, beleidigt hatte, losdonnern; doch das Wort erstarb mir auf der Zunge; meine Knie fingen an zu zittern und ich mußte mich an der

Stuhllehne festhalten, sonst wäre ich vor Schreck zu Boden gesunken; denn mein Obrist, der Graf v. Z., saß mir gegenüber. Mit stammelnder Zunge wollte ich mich entschuldigen: Herr Obrist, Herr Obrist, es war, war — nicht so, so gemeint.

Jetzt gehen Sie augenblicklich nach Hause, wenn Sie können, und verschlafen Ihren Rausch; das Weitere wird sich finden, war die Antwort.

Mechanisch Folge leistend, taumelte ich aus einem Winkel in den andern, ohne die Stubenthür finden zu können. Endlich glaubte ich dieselbe erfaßt zu haben; aber zu meinem Unglück war's nur der Ofen, den ich um einige Zoll von dem früheren Standpunkt verrückte. Noch zur rechten Zeit erfaßte mich der Kellner und führte mich in ein Seitenkabinet; denn sonst wäre vom Ofen kein Stein auf dem andern geblieben, so riesenmäßig hatte ich mich dagegen gestemmt.

Mehrere Stunden lag ich besinnungslos; erst als einige Tassen schwarzer Kaffee den

Magen von der überflüssigen Substanz gereinigt hatte, kam ich wieder zur Besinnung. Aber Mord Element, wie sah ich aus? mein schöner Anzug war total verdorben. Bei Tage konnte ich mich nicht auf die Straße wagen, wenn ich nicht befürchten wollte, von Straßenbuben verfolgt zu werden. Ich wartete daher den Abend ab und schlich sodann mit schwerem Kopfe in meine Wohnung. Hier überdachte ich nun die fatale Geschichte, die einen schlimmen Ausgang für mich nehmen konnte, und verwünschte tausendmal meine Heirathsgedanken und den verteufelten Schwiegerpapa-Besuch.

Zum Glück wurde von meinem ordnungswidrigen Betragen kein großes Aufsehen gemacht; mit vierzehn Tagen Stuben-Arrest war die Sache abgethan, und ich hatte alle Ursache, mit dieser gelinden Strafe zufrieden zu sein.

So war der erste Hauptsturm, der mich in den Besitz der liebenswürdigen Franziska setzen

sollte, abgelaufen, und mir verging vor der Hand jede Lust vor weiterer Belagerung.

Ungefähr nach Verlauf eines Jahres hatte ich das Vergnügen, meine Franziska, die ich noch keineswegs vergessen hatte, auf einem Balle wieder zu sehen und zu sprechen. Das alte Liebesfeuer entbrannte von Neuem; auch Franziska mochte den schmucken Lieutenant noch nicht ganz vergessen haben; daher hatten wir uns mit einander schnell verständigt. Ein zärtlicher Briefwechsel kam unter uns zu Stande und so verlebte ich unter glücklichen Verhältnissen mehrere Jahre.

Leider stand uns eine lange Trennung bevor; der Krieg war unterdeß ausgebrochen und ich mußte mit zu Felde. Herzlich war der Abschied von meiner Geliebten, und wir schwuren einander unverbrüchliche Treue. Doch wie gesagt, ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen; ich liebte und wurde geliebt, duellirte mich dreimal einer Dame wegen, wurde endlich

Hauptmann und kehrte gesund, wie ein Fisch, nach beendigtem Feldzuge in die Hauptstadt zurück.

Meine Franziska war mir treu geblieben, und ihr Alter, als er sah, daß seine Tochter durchaus keine Neigung zur Landwirthschaft zeigte, gab sodann gern seine Einwilligung zu unserer Verbindung. Und Sie können überzeugt sein, daß der zweite Besuch bei meinem Schwiegerpapa, wo ich in glänzender Hauptmanns-Uniform um Franziska anhielt, ungemein vortheilhafter für mich ausfiel, als der erste. Mit dem Alten söhnte ich mich vollkommen aus, zumal da er seine Tochter dermaaßen ausstattete, daß der alte Hauptmann, wenn das Gehalt nicht zureichen will, sich davon eine Güte thun kann.

Doch die Herren kennen ja mein trautes Weib. Wohlan denn, dies Glas auf ihr Wohl! Auf ihr Wohlsein, ihr Wohlsein! erscholl's aus allen Kehlen, und unter Gläsergeklirr trank Jeder das volle Glas zur Neige.

Nun, Herr Conrector, tischen Sie uns etwas auf, die Studentenjahre sind bekanntlich immer reich an Abentheuern; ich wünschte wohl einmal zu hören, wie es auf Universitäten hergeht, ermunterte der Mühlenbesitzer S., ein ehrbarer Bürger, den phlegmatisch dasitzenden Gelehrten.

Wird gleich werden, guter Freund, entgegnete der Conrector, sich in Positur werfend; aber ich erwarte auch von Ihnen ein Gleiches, wenn auch gerade keine Studentenstreiche, doch wenigstens etwas aus Ihrem thatenvollen Leben.

Ei, versteht sich, ich ordne schon meine drei Gedanken, erwiederte Jener; nur beginnen Sie erst.

Nun es sei, fing der Conrector erzählend an:

V.

Bei meinem Abgange vom Gymnasium zur Universität erhielt ich von meinen Lehrern eben

nicht sehr lobenswerthe Zeugnisse, nicht sowohl meiner Talente, als vielmehr meines Betragens wegen. Als Knabe war ich ein durchtriebener Bengel, neckte und foppte meine Mitschüler, und heftete zuweilen selbst dem Lehrer eine Nase auf. Nur einige Beispiele jugendlichen Übermuths will ich kurz erwähnen, welche zum Maaßstabe der übrigen Streiche dienen mögen und wornach Sie, nach Belieben, die andern Thorheiten abstrahiren können. Bei dem Conrector Br., einem bejahrten, würdigen Manne, hatten wir Geschichte. Vom Lernen war bei mir keine Rede; das Heft legte ich vor mir nieder und las Wort für Wort ab, wenn ich eine Frage bekam. Oft stand der alte Conrector vor mir, sah deutlich, daß ich abgelesen hatte, was mich jedoch wenig kümmerte; stellte er mich aber ja dieserhalb zur Rede, so stritt ich es ihm frischweg ab, indem ich gewöhnlich blitzschnell ein anderes Buch vorschob. Dieser Streit währte zur Belustigung aller Mitschüler,

die mich stets vertheidigten, so lange, bis der Lehrer von seinem vermeintlichen Irrthum überzeugt wurde. Na, sei nur ruhig, kannst doch recht haben; ich habe Dir wieder unrecht gethan, pflegte er dann gewöhnlich zu sagen und mir gutmüthig die Wangen zu streicheln. Zuweilen las ich Romane oder trieb sonst unnütze Sachen während des Unterrichtes. Noch mit wahrem Abscheu denke ich an folgenden dummen Streich. Der Conrector B. hatte nämlich die Gewohnheit, sich auf einen am Fenster stehenden Stuhl zu setzen, den er auch, ohne Hülfe der Augen, zu finden wußte. Auf diesen Stuhl war schon längst mein Augenmerk gerichtet gewesen; diesen einst plötzlich wegziehen, als der Conrector aufgestanden, war das Werk eines Augenblicks. Wie ich gedacht hatte, so geschah es; der Lehrer machte eine unsanfte Rutschpartie, zum Gelächter unverständiger Knaben. Vergebens war darauf sein Bemühen, den Thäter, der ihm diesen Streich gespielt hatte, zu

entdecken. Auf mich fiel natürlich der wenigste Verdacht, weil ich am schnellsten zur Hülfe herbeieilte und mein Bedauern laut äußerte. Genug, ich muß es keinesweges zu meinem Ruhm bekennen, daß ich derartige Streiche in Menge ausübte, und ich würde mich schämen, dieselben öffentlich zu erzählen, wenn es hier nicht im Vertrauen unter Freunden wäre. Nur bei einem Lehrer, dem Professor W., bei welchem wir Französisch hatten, konnte ich mit meinen Witzen nicht ankommen. In dieser Hinsicht war der Mann äußerst scharfsichtig, obgleich er sonst, was seine Kenntnisse betraf, ein sehr stupider, aufgeblasener Mann war. Dieser nahm mich, wie man zu sagen pflegt, tüchtig aufs Korn; allein dessenungeachtet spielte ich ihm doch manchen Possen. Zuweilen versteckte ich ihm seine Lehrbücher, in welchen der Professor sich stets gehörig präparirt hatte; nur waren die deutschen Wörter, die mit Bleistift über den französischen standen, oft so unorthographisch ge-

schrieben, daß ich nicht umhin konnte, meinen Mitschülern diese neu erfundene Orthographie mitzutheilen, was uns oft zur großen Belustigung diente, zumal wenn der gute Professor durch diesen Muthwillen in große Verlegenheit kam, wenn er ohne Präparation die Lehrstunde beginnen mußte. Nun, wie gesagt, diese Thorheiten jugendlichen Leichtsinns waren die Quelle eines nicht löblichen Zeugnisses beim Abgange vom Gymnasium. Mein Vater äußerte nachdrücklich seine Unzufriedenheit und machte mir ernstliche Vorstellungen, — früher gab es Stockprügel, — diesen Leichtsinn abzulegen und ein gesetzteres Wesen anzunehmen. Mit guten Vorsätzen reisete ich auch wirklich nach der Universität Göttingen ab, und die ersten Monate zeigten auch, wie ernstlich es mir mit der Besserung zu thun war. Doch der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach. Es fanden sich bald gute Freunde; mit diesen ging es in Kneipen und zu Trinkgelagen, und der letzte Mut-

terpfennig mußte jubelnd aus der Tasche. Ich bewohnte mit einem Studiosus philosophiae ein Zimmer. Dies war ein Ausbund sonder Gleichen, welcher durch seine tollen Streiche seine philosophischen Grundsätze so an den Tag legte, daß ich im Vergleich zu ihm noch ein großer Stümper war. Einst hatten wir, wie dies keine Seltenheit war, unser ganzes Geld verjubelt und die besten Kleidungsstücke, Bücher und dergleichen waren in das Leihhaus gewandert; der Hunger quälte uns gewaltig und ich fing an zu verzagen, als ich mit meinem Philosophen Nachmittags 4 Uhr eine halb verfaulte Kohlrübe, die wir dem Wirthe entwendet hatten, heißhungerig verzehrte; und der Magen kollerte gewaltig, als ihm die kalten, halb angefrornen Stücke zur Verdauung übergeben wurden. Höre Adolph, begann mein Leidensgefährte, hungern können wir nicht länger, und doch kommen uns gebratene Tauben nicht in den Mund geflogen; wir müssen also auf Mit-

tel sinnen, wie der ungestüme Gläubiger, der knurrende Magen, zu befriedigen ist. Höre darum meinen Vorschlag; Du singst einen guten Tenor, ich keinen allzu schlechten Baß und spiele zum Überfluß so ziemlich die Violine.

Nun, wo soll das hinaus, wozu nützen uns diese Künste, entgegnete ich halb ärgerlich.

Wozu diese nützen sollen, das sollst Du bald hören. Wir ziehen Beide alte Staubkittel über unsere Kleider, hängen zum größeren Zierrath einen artigen Quersack über die Schultern, spazieren selbander in der Dämmerung zum Thore hinaus und wählen die erste beste Dorfkneipe, woselbst wir unsere Künste produciren. Wir singen einige lustige Studentenlieder und ich begleite mit der Violine; dieser Witz bringt uns, nebst einigen Batzen, ein reichliches Abendessen. Was sagst Du dazu?

Ich mußte über diesen närrischen Vorschlag laut lachen und willigte, der Sonderbarkeit dieses Aufzuges wegen, sogleich ein.

Mit anbrechender Dunkelheit machten wir uns Beide auf die Socken. Ich einen tüchtigen Quersack auf den Schultern und mein Philosoph die Geige unter dem Arm, stolzirten wir gravitätisch zum Stadtthor hinaus. Nach einer Stunde mühsamer Wanderung erreichten wir endlich das nächste Dorf, woselbst wir unverzüglich die Schenke aufsuchten, um den ersten Versuch mit unserm Concert zu machen. In der Gaststube befanden sich mehrere Bauern in dickem Tabacksqualm gehüllt, beim Kartenspiel beschäftigt. Wir suchten einen in der Ecke stehenden Tisch auf, an welchem wir Platz nahmen. Ein gutes Abendessen wurde sogleich auf gut Glück bestellt, und durch einen labenden Trunk erquickten wir unsere Kehlen, obgleich Keiner von uns einen Pfennig in der Tasche hatte. In die Mitte der Stube versammelten sich nach und nach mehrere Bauerdirnen mit ihren schnurrenden Spinnrädern, und eine Anzahl junger Bursche stellten sich bei

den Dirnen ein, genau Acht gebend, ob Eine den Faden beim Spinnen reißen ließ; geschah dieses, so war das Mädchen verpflichtet, den jungen Gesellen, der unterdeß mit der größten Geschwindigkeit des Spinnrockens sich bemächtigte, mit einem Kuß zu belohnen, womit die Dirne den Spinnrocken einzulösen verbunden war. Uns machte dieses herrlichen Spaß.

Jetzt gilt's, flüsterte mir mein Freund zu, nachdem die Stube so ziemlich mit Leuten angefüllt war, stimmte seine Violine, schlug ein Liedchen vor, gab den Ton an, und das Concert begann.

Alles um uns herum wurde mäuschenstill und Aller Augen richteten sich auf die Sänger. Als wir geendet hatten, erscholl ein allgemeines Bravo, daß die Fenster klirrten. Dadurch ermuthigt, stimmten wir ein anderes, und nach kleinen Zwischenpausen mehrere gefällige Lieder an; was den Bauern so gefiel, daß bald die ganze Gaststube von Neugierigen angefüllt wurde.

Der Wirth, unsere Absicht ahnend, hatte schon einen zinnernen Teller auf unsern Tisch gestellt, und winkte, da er uns für arme Schlucker halten mußte, uns zu, unser Heil bei den Anwesenden damit zu versuchen. Dies ließen wir uns nicht zweimal sagen; mein Freund ergriff den Teller und ich meinen alten Hut, und so ging's in der Stube, Geld einkassirend, umher. Mancher legte einen Dreier, die Meisten Sechser, Viele auch Groschen und einige von den jungen Burschen sogar zwei Groschen in den Hut und auf den Teller. Nach Beendigung dieses Geschäftes zogen wir uns schmunzelnd in einen Winkel zurück und überzählten in aller Geschwindigkeit unsern Verdienst.

Vergnügt sahen wir uns gegenseitig an; denn der lustige Schwank hatte uns 3 Thlr. 14 Gr. gutes Geld, die blinden Pfennige und Sechser abgerechnet, eingebracht. Sogar die Wirthszeche wurde uns erlassen nnd lachend verließen wir die Bauernschenke. Ehe wir aber

unsern Rückweg antraten, gingen wir noch in die andere, am Ende des Dorfes gelegene Kneipe, und versuchten, da unser Concert so einträglich gewesen war, auch dort unsern Singsang. Besser, als wir glaubten, wurde auch in diesem Gasthause unsere Mühe gelohnt; denn als wir bei unserer Nachhausekunft unsere Kasse überschlugen, fand es sich, daß 5 Thlr. 20 Gr. dieser witzige Einfall eingebracht hatte. Wer war froher, als wir; Spaß gehabt und Geld verdient, das war uns noch nicht widerfahren. Noch jetzt kann ich mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich an die vielen Concerte denke, die wir nothgedrungen jedesmal unternehmen mußten, wenn alle Hülfsquellen versiegt waren.

Dennoch war diese Zeit die sorgenfreieste und beste in meinem Leben. Nach Beendigung meiner Studien traten Ernst und Würde an die Stelle jugendlichen Übermuthes, zumal da kurz darauf mein Vater starb, und ich selbst auf meine Versorgung angewiesen ward. Mein erfinderischer

Freund ist gegenwärtig Professor der Philosophie an der Universität B., und als ich denselben vor zwei Jahren besuchte und ihn an die Concerte erinnerte, wollte er sich halb todt lachen. Jetzt urtheilt er, eben so wie ich, ganz anders über dergleichen Jugendstreiche. — Doch dieses Glas auf die Gesundheit des Professors S.; seine Philosophie, die mich damals aus der Verlegenheit rettete, soll leben!

Ja, die muß leben, schrieen Alle wild durch einander, und der kräftige Anstoß der Gläser verkündete, wie ernstlich es damit gemeint sei.

Ja, ja, Herr Conrector, jetzt haben sich freilich Ihre Gesinnungen geändert, davon legen Sie täglich Beweise in der Schule ab. Mein Adolph kam vor einigen Tagen auch mit rothgeweinten Augen nach Hause, und als ich ihn fragte, was er ausgefressen habe, bekannte er aufrichtig, daß er nur mit dem Federmesser seinen Namen in die Tafel geschnitten habe, wofür Sie ihm zur Belohnung die Ruthe hat-

ten geben lassen. Ich fand aber dennoch die Strafe zu gering und stach ihm noch ein Paar derbe Ohrfeigen, nicht sowohl der Tafel, als des Messers wegen. Der Junge soll mir nicht ein solcher Taugenichts werden, wie ....., wie Viele ....

Wie ich, wollen Sie sagen, Herr S., entgegnete der Conrector lachend, sprechen Sie es nur immerhin aus, genirt gar nicht.

Wie Sie? bewahre mich der Himmel, so etwas zu denken, viel weniger zu äußern. Sie sind ein kreuzbraver, sehr ehrenwerther Mann, und wenn mein Adolph so ein Taugenichts würde, wie Sie, dann wollte ich mich von Herzen freuen, das können Sie mir dreist glauben.

Schon gut, schon gut, Freundchen, danke für die Ehre, erwiederte lächelnd der Conrector; doch, das führt uns ganz ab von unserm Thema. Jetzt sind Sie an der Reihe, erzählen Sie nun Ihre Heldenthaten.

Ach, ich armer Mann, entgegnete der Mühlenbesitzer S., ich weiß nur leider nichts. Unsereiner kommt nicht weit umher, daß man viele Erfahrungen machen könnte, und zudem verstehe ich auch nicht die Worte so zu setzen, wie Sie, wenn ich ja so ein kleines Lebens-Ereigniß mitzutheilen wüßte.

Ach, machen Sie doch keine Umstände; immer heraus mit der Sprache; wir sind unter uns, vor wem wollen Sie sich geniren?

Nun denn, in Gottes Namen, begann Herr S.

VI.

Ich war ein Bube von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren, als die ersten Franzosen in unserm Dörfchen, wo mein Vater ein nettes Bauergut besaß, sich blicken ließen. Meine Mutter selige verkroch sich in den Keller und auch mein Vater seliger wäre lieber zehn Meilen Wegs wo anders gewesen; denn die Angst sprach sich

in allen seinen Mienen aus. Verlegen rückte er seine Zipfelmütze von einem Ohr zum andern und vor Schreck entfiel ihm sein Pfeifenstummel, den er nur höchst ungern aus dem Munde nahm, als die Franzosen in unsere Stube traten und Essen und Trinken in gebrochenem Deutsch verlangten. In aller Eile wurde herbeigeschafft, was Küche und Keller hatten, damit diese Menschenfresser, wie wir sie uns dachten, sich nicht an unsere armen Körper vergreifen sollten. Meine Mutter hielt sich deshalb wohlweislich mit meinem sechsjährigen Schwesterchen im Keller verborgen, damit diese Unholde nicht ein Gelüste nach diesem jungen Blute verspüren sollten. Als die vermeintlichen Eisenfresser den Magen sich gehörig vollgepfropft hatten, verlangten sie Pferde und Wagen, der sie sämmtlich, sieben an der Zahl, nach dem Städtchen D..., welches vier Stunden von unserm Orte entfernt lag, bringen sollte. Mein Vater war dieserhalb in großer Verlegenheit;

denn alle Knechte waren auf dem Felde beschäftigt. Schon fing es an zu dunkeln, und die Unholde forderten mit Ungestüm die Vollstreckung ihres Befehls. Meinem Vater zitterten alle Glieder am Leibe; er wollte sich mit der Unmöglichkeit ihres Begehrens entschuldigen, aber einer dieser Soldaten packte ihn am Kragen und schüttelte ihn, daß das Gesicht kirschbraun ward. Die Todesangst, die Menschenfresser möchten meinen Vater erwürgen, gab mir Muth und Besonnenheit, und ich deutete den Kriegsmännern an, daß ich ihr Fuhrmann sein wolle. Dadurch ließen sie sich zufrieden stellen. Ich spannte demnächst in aller Geschwindigkeit unsere beiden Schwarzen vor einem Leiterwagen und die Soldaten nahmen auf einigen Bund Stroh, die ich auf den Wagen geworfen hatte, Platz. Mein Vater weinte und streckte die Arme mir nach, als ich den Wagen bestieg und muthig die Peitsche schwang; denn er glaubte, ich führe dem lebendigen Sa-

tanas in den Rachen, wenn ich diese Teufelskinder fortkutschirte. Im schnellsten Trabe ging es vorwärts. Die Soldaten waren mit ihrem kleinen Fuhrmann vollkommen zufrieden; denn sie gaben mir aus ihrer Flasche zu trinken und sprachen stets auf mich ein, obgleich ich wenig von dem Kauderwelsch verstand. Doch vernahm ich mit Todesschrecken mehr aus den Mienen, als aus ihrem Gespräch, daß sie sich der schönen Pferde, die meines Vaters bestes Eigenthum waren, bemächtigen wollten. Ich fühlte mein Blut siedend heiß durch alle Glieder laufen, als ich den Plan durchschaute. Ein kecker Einfall durchfuhr meine Seele. Noch eine halbe Stunde waren wir von dem Städtchen entfernt, als ich die Pferde anhielt, vorgebend, es sei etwas gerissen. Schnell stieg ich vom Wagen, scharrte behutsam in der Finsterniß die Pferde ab, setzte mich auf unser flinkes Sattelpferd und ein tüchtiger Hieb setzte die Pferde in Galopp. Hinter mir hörte ich die zurückge-

lassenen Franzosen fluchen und toben und mehrere Schüsse wurden mir nachgesandt, ohne mich zu verwunden. Im gestreckten Galopp gelangte ich zu Hause an, und mein Vater, als er mich so unvermuthet wieder ankommen sah, hatte bald den Tod vor Schreck. In der Kürze erzählte ich ihm, was mir unterwegs begegnet sei. Erstaunt schlug er die Hände über den Kopf zusammen, lobte zwar meinen Muth, tadelte aber doch die Tollkühnheit. Nun werden die Soldaten zurückkommen und uns das Haus über den Kopf anstecken und uns Alle umbringen, jammerte er und rang die Hände. Unter banger Erwartung brachten wir die Nacht hin; aber kein Franzose ließ sich wieder blicken. Am andern Morgen wurde ein Knecht mit einem Pferde fortgeschickt, der den zurückgelassenen Wagen herbeiholen sollte. Unversehrt wurde derselbe am Wege stehend gefunden und zur Freude meines Vaters vom Knechte zurückgebracht. Als ich nach einigen Stunden das

Stroh vom Wagen werfen wollte, glitschte mir etwas Schweres durch die Hand; ich sah nach und eine strotzende Geldbörse lag vor meinen erstaunten Blicken. Mein Fuhrgeld war gut bezahlt; denn wir fanden darin 75 Napoleonsd'or. Mein Vater hob zwar das Geld sorgfältig auf, im Fall Nachfrage geschehen würde; aber kein Eigenthümer meldete sich dazu. Mein keckes Wagestück wurde bald in unserm Dorfe bekannt und Jedermann bewunderte diese Dreistigkeit. Dies schmeichelte mir ungemein und ich brannte vor Begierde, Gelegenheit zu finden, wo ich abermals Proben von neuen Heldenthaten ablegen konnte. Darauf brauchte ich allerdings in der damals bewegten Zeit nicht lange zu warten. Ungefähr nach einem halben Jahre zogen wenigstens einige hundert Mann Franzosen plündernd durch unser Dörfchen. Pferde, Ochsen, Kühe, Kleider, Geld, Nahrungsmittel, — kurz alle bewegliche Habe nahmen diese Beutelschneider dem armen Land=

mann weg, und obendrein gab es noch gewaltige Stockprügel und Fuchtelhiebe, wenn man nicht gute Miene zum bösen Spiele machte. Mein Vater nahm mit der Mutter und dem kleinen Schwesterchen wieder Zuflucht in den Keller; die Knechte suchten den Heuboden auf und die Mägde fanden ebenfalls einen Schlupfwinkel, in welchem sie sich sicher glaubten; nur ich blieb in der Stube und erwartete mit kecker Herausforderung die Ankömmlinge. In meiner Einfalt besann ich mich auf eine Geschichte, die uns der Lehrer gelegentlich mitgetheilt hatte, wo sich ein Bürger bei der Zerstörung Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege durch eine List vor Plünderung zu schützen wußte. Dessen Beispiel ahmte ich nach. Ich holte zu diesem Zwecke ein altes Küchenbeil hervor, schlug Hof- und Stubenthür ein, zertrümmerte einen alten, im Hause stehenden Schrank, warf altes Topfgeschirr, Stroh und dergleichen wild durcheinander; selbst in der Stube brachte ich die mei-

sten Gegenstände, ohne sie gerade zu verderben, so in Unordnung, daß man beim Eintritt glauben mußte, hundert Mann Soldaten hätten hier gewirthschaftet und Alles ausgeplündert. Diese nachgeahmte List gelang mir vortrefflich. Mehrere Soldaten kamen spürend bis ins Haus; wie sie jedoch bemerkten, daß hier schon Alles wild durcheinander lag, ließen sie sich täuschen und machten schnell Kehrt. Einige Mal drang man sogar bis in die Stube, überblickte die Verwüstung und entfernte sich brummend. Ich hatte mich in einen Winkel gedrängt und verhielt mich ganz ruhig. Nach Verlauf einer Stunde ließ der Lärm auf den Straßen nach, die Soldaten hatten unser Dörfchen verlassen. Freudig überbrachte ich meinen geängstigten Ältern diese frohe Botschaft. Mit einem "Gott sei gedankt" verließen Vater und Mutter den Zufluchtsort und stiegen auf zur Oberwelt. Mein Vater jammerte und die Mutter rang, in Thränen zerfließend, die Hände, als sie den

Unfug erblickten. Uns armen, geplagten Menschen ist wohl gar nichts mehr verblieben, hieß es, und zagend trat man in die Stube. Doch diese Traurigkeit verwandelte sich bald in Fröhlichkeit, als man alle Sachen ganz unversehrt vorfand. Meine Ältern staunten, und wußten nicht, ob sie ihren Augen und Ohren trauen sollten, als ich ihnen die Sache auseinandersetzte. Gerührt schloß mich der Vater in die Arme und machte mir schmeichelhafte Lobeserhebungen.

Nachdem hatten meine Ältern vor den Franzosen so ziemlich Ruhe; denn einige Kleinigkeiten abgerechnet, kamen wir nicht wieder in Gefahr, beraubt zu werden. Übrigens würde uns auch diese List in wiederholtem Falle schwerlich vor Plünderung geschützt haben; denn mein geschwätziger Herr Papa hatte diese neue Heldenthat überall ausposaunt, und die alten Familienväter, denen Alles geraubt war, bissen sich ärgerlich in die Lippen, nicht auch auf diesen Einfall ge-

kommen zu sein. Unserm würdigen Schulmeister aber, von dem ich diese Klugheitsregel aufgeschnappt hatte, schickte mein Vater einige Scheffel Getreide, da auch er der Plünderung nicht entgangen war.

Drum Freunde, dieses Glas auf den würdigen Schulmann, der schon lange im Grabe modert; Gott mag es ihm vergelten, daß er uns manche nützliche Lebensregel ertheilte. Ein lautes Vivatrufen machte die Fenster erzittern und Jeder stürzte den Inhalt des Glases in vollen Zügen hinunter.

Aber Wetter noch einmal, wir sitzen wohl heute bis an den lichten Morgen. Das neue Jahr haben wir schon seit zwei Stunden angetreten und Keinem der verehrten Anwesenden ist es, bei dem vielen Erzählen, in den Sinn gekommen, dasselbe mit einem Toast zu begrüßen.

Das hätten Sie eher sagen sollen, Herr Hauptmann, entgegnete der Amts-Assessor M.,

jetzt leben wir bereits aufs neue Jahr los. Wir sitzen heute einmal so traulich beisammen, wer weiß, wie es über's Jahr aussieht; darum wollen wir noch ein Stündchen mit einander vergnügt sein. Wer dieser Meinung ist, stoße auf eine fröhliche Zusammenkunft zum kommenden Sylvesterabend an.

Klirrend funkelten die gefüllten Gläser beim Scheine der hellen Wachskerzen in der Trinker Hände, und ein Bravo Bravissimo erscholl aus Aller Kehlen.

Der Fluch.

I.

Ein eiskalter Herbstregen fiel aus dunkeln Wolkenmassen nieder, und ein schneeigter Westwind pfiff durch die Wipfel einiger alten halbentlaubten Pappelbäume, unter denen ein in Lumpen nothdürftig gehüllter alter Mann, mit einem fünfjährigen Knaben, vor dem Unwetter Schutz suchten. Traurig schüttelte der Alte die wenigen grauen Locken, die durchnäßt von seinem kahlen Scheitel herab im Gesichte hingen, als der Knabe mit weinerlicher Stimme und klappernden Zähnen über Hunger und Kälte klagte. Unser Vorrath ist rein aufgezehrt, mein Sohn, versetzte jener wehmüthig, und strich sanft die feuchten goldgelben Locken aus des

Knaben Angesicht; aber wir wollen weiter gehen, damit wir noch vor Anbruch der Nacht das nächste Dorf erreichen, wo Du Deinen Hunger, mit Gottes Hülfe, stillen sollst. Dabei drehte und schüttelte er seinen Quersack, den er von seinen Schultern nahm, nach allen Seiten, um die wenigen Überreste harter Brotkrumen zu sammeln, und dieselben dem hungerigen Knaben mit der hohlen Hand in den Mund zu schütten.

Aber heute werden wir doch nicht wieder im Freien schlafen? Es ist so entsetzlich kalt und wir werden durchaus naß, sagte fragend der Knabe.

Bete zu Gott, damit wir heute nicht wieder solche unbarmherzige Leute antreffen, wie gestern, sonst bleibt uns nichts anderes übrig.

Das waren aber recht garstige Leute, Vater, mein Bein brennt noch gewaltig, in welches mich der große Kettenhund, den der Mann auf mich hetzte, gebissen hat. Ich bin recht böse auf den garstigen Mann.

Deine Wunde wird wieder heilen, mein Sohn, nicht aber die Wunde meines Herzens, die durch den gestrigen Vorfall von Neuem blutete.

Du bist wohl auch gebissen worden, Vater? Nein; doch laß das gut sein, mein Sohn, verzeih' dem Manne seine Grausamkeit, wie ich ihm verzeihe; er konnte ja nicht anders handeln. — Fluche ja keinem Menschen, fuhr der Alte mit hohler Stimme fort, auch wenn Du noch so gereizt wirst. Wie ein Vampyr saugen Flucheswortе an dem Glücke des Gefluchten, bis das ganze Lebensglück untergraben ist. Gott läßt sich nicht spotten, er straft bis ins dritte und vierte Glied.

Ach, Vater, der Sinn Deiner Rede ist so unverständlich, komm', laß uns weiter gehen.

Ja, komm', mein Sohn, einst, wenn ich lange todt bin, wirst Du mich verstehen lernen. Gott mag Dir gnädig sein, damit nicht Du die Sünden Deines Vaters büßen mußt.

Darauf verließen Beide ihren Schutzort, und der barfüßige Knabe trabte, von der Kälte getrieben, neben dem, sich mühsam fortschleppenden alten Mann her.

Eine Stunde mochten sie bereits wieder gegangen sein, als der Alte vor gänzlicher Entkräftung, die sich auf dem Wege entlang schon durch öftere Seufzer angekündigt hatte, mit schlotternden Knieen stehen blieb und mit schwacher Stimme hauchte: "Ich kann nicht weiter."

Kraftlos sank er, mit dem Rücken an einem Baum gelehnt, zur Erde, und der erschrockene Knabe stürzte weinend auf seinen Vater, demselben die grauen durchnäßten Locken aus dem Angesichte streichend, und mit kindlich besorgter Stimme fragend, was ihm fehle.

Armer Sohn, lispelte der Alte mit abgebrochener Stimme, mit mir wird es bald aus sein; bald werde ich ausgerungen haben, dann wird mir wohl sein; aber Du, was wirst Du beginnen, was soll aus Dir werden?

Sei ruhig, Väterchen, wenn wir ins nächste Dorf kommen, gehe ich für Dich betteln, und wenn mir die Leute nichts geben wollen, dann weine ich recht. Du gabst mir doch auch immer zu essen, wenn ich weinte, die bösen Leute müssen mir auch was geben. Ich suche Dir dann auch recht große Brotstücke aus, und ich nehme mir nur ein kleines Stückchen, davon werde ich schon ganz satt.

Hunger und Entkräftung hatten, während dieses kindlichen Gesprächs, den Alten in einen sanften Schlummer versetzt, und ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich von Zeit zu Zeit über sein Gesicht, wenn sein theilnehmendes Kind mit zarter Hand die eingefallenen Wangen des Vaters streichelte und klopfte.

Als aber der Vater, auf die nutzlos verschwendeten Liebkosungen gar nichts erwiederte, wurde der Kleine ungeduldig, und sein kindliches Gemüth machte sich durch einen heißen Thränenstrom Luft. Immer peinlicher wurde

die Kälte für den durchnäßten Knaben und immer lauter fing derselbe an zu weinen.

In demselben Augenblicke kam ein Bauersmann mit einem Leiterwagen vor dieser seltsamen Gruppe vorbei. Der Bauer schien ein fühlendes Herz zu haben; denn er hielt die Pferde an und fragte theilnehmend den Kleinen, warum er weine?

Ach, mein armer Vater, erwiederte dieser mit thränenerstickter Stimme, kann nicht mehr fort.

Wo wollt ihr denn hin?

Nach dem nächsten Dorfe.

Nun dann wecke Deinen Vater, der zu schlafen scheint, damit ihr mitfahren könnt.

Lange mußte der Knabe seinen Vater rütteln, ehe dieser die matten Augen wieder aufschlug. Zweifelnd blickte der Greis den Fuhrmann an, als er dessen Anerbieten vernahm, und richtete sich mühsam empor, um die dargebotene Gelegenheit zu benutzen.

Im schnellsten Trabe ging es nun fort, und ehe eine halbe Stunde verging, hatten sie das nächste Dorf erreicht. Hier stiegen unsere beiden Wanderer ab, und der Bauersmann fuhr seines Weges, ohne weiter auf die herzlichsten Dankesworte des Bettlers und dessen Kinde zu achten.

Der Abend war unterdeß herangebrochen und der zitternde Knabe sah seinen Vater bei jeder Hausthür, vor welcher sie vorüber gingen, fragend an, und erwartete mit Ungeduld, ob sein Vater nicht in eins der vielen Häuser mit ihm gehen werde.

Jetzt kamen sie vor der Schenke vorbei; da konnte es aber der Kleine nicht übers Herz bringen, seinen Vater darauf aufmerksam zu machen. Sinnend blieb der Greis stehen und durchsuchte mechanisch seine Taschen, wohl wissend, daß darin nichts mehr zu finden war.

Zitternd faßte er darauf den Knaben an die Hand. Komm' Leopold, sagte er, die Leute

werden doch noch einen Funken von Menschlichkeit besitzen und uns wenigstens ein Nachtlager im Stalle gewähren, damit wir nur vor Kälte und Regen geschützt sind? Behutsam öffnete er darauf die Thür und trat mit dem Knaben, nicht ohne Herzklopfen, ein. Demüthig nahte er sich dem Wirthe, einem breitschulterigen Bauern, stellte ihm unverhohlen seine Lage vor und machte ihm mit seinem Wunsche bekannt.

Dieser maaß den Alten und dessen Kind eine Weile mit verächtlicher Miene vom Kopfe bis zu den Füßen; darauf entgegnete er mit barschem Tone: Ihr unverschämtes Bettelvolk, die ihr dem lieben Gott die Tage abstehlt, durch Eure Faulheit, und Euch lieber vom Betteln und Stehlen nährt, und des Nachts in ehrlicher Leute Häuser schleicht, um zu sengen und zu stehlen. Ihr kommt mir gerade recht. Packe Dich, alter Gauner, oder ich lasse Dich und Deinen Buben zum Hofe hinaushetzen, daß Euch die Fetzen am Leibe herumbaumeln sollen.

Weinend und mit bittender Gebehrde umklammerte der Knabe des Hartherzigen Knie, während der Alte, von dieser harten Rede erschrocken, wie versteinert da stand.

Nein, Du darfst meinen Vater nichts thun, böser Mann, sagte darauf der Knabe, als jener ihn von sich stoßen wollte, sonst schlage ich Dich.

Ei, seht doch mal die Bestie, wie diese der alte Sünder schon abgerichtet hat, und bei diesen Worten schleuderte er mit nervigter Faust den Kleinen zu Boden, daß das Kind in ein herzzerreißendes Geschrei ausbrach.

Hastig hob der Alte den Knaben vom Boden auf, ihn überall befühlend und ängstlich fragend, ob er Schaden genommen. Drohend erhob er darauf die Hand und war im Begriff, einen Fluch auszustoßen, als er sich eines Besseren besann. Eine große Thräne, die er vergebens mit den Augenwimpern zu zerdrücken suchte, rollte über seine eingefurchten Wangen herab; dann nahm er seinen Sohn bei der

Hand und verließ des rohen Menschen Haus, ohne auch nur einen Laut über diese abscheuliche Behandlung von sich zu geben.

Komm' Väterchen, sagte der Knabe, seine Augen trocknend, wir wollen lieber wieder unter einem Baume schlafen, mich friert und hungert gar nicht mehr. Die bösen Leute wollen uns einmal nicht behalten.

Gott, sprach der Alte, mit zum Himmel gerichtetem Blick, du bist gerecht; aber fürchterlich in deinem Zorn. Mindere doch einmal meine Leiden, um dieses unschuldigen Kindes willen. Was hat denn dieser Wurm schon verbrochen, daß er so viel leiden muß? Mich trifft deine gerechte Strafe und ich werde gegen deine göttliche Schickung nicht murren; aber dieses Kind, dieses unschuldige Kind, soll denn das die Sünden des Vaters mit büßen? Kann ich länger das Leiden dieses armen Wurmes mit ansehen, ohne daß mein Vaterherz dabei brechen muß? O, dreimal heiliger, gerech-

ter Gott, laß es genug sein, schwer habe ich deine Zuchtruthe gefühlt!

Unaufhaltsam flossen bei diesen feierlichen Worten die Thränen aus den tiefliegenden Augen über die eingefallenen Wangen, und der Knabe, den der Vater mit der dürren Hand ergriffen hatte, ging, an allen Gliedern vor Frost zitternd und zähnklappernd, neben ihm her, bis Beide das letzte Haus des Dorfes im Rücken hatten, wo der Alte erschöpft in einen wasserleeren Graben unter einem Baum niedersank, den Knaben krampfhaft an seine Brust drückend, um daselbst zu übernachten. Fest schmiegte sich das Kind an seinen Vater an und vergaß vor Müdigkeit in Schlaf sinkend, Hunger und Kälte.

Mitternacht konnte vorüber sein, und der Mond blickte freundlich durch die von ihm getheilten Regenwolken auf die Schlafenden nieder. Da wurde der Knabe durch ein ungewöhnliches lautes Stöhnen und Ächzen geweckt. Seine noch schlaftrunkenen Augen blickten auf

das Angesicht seines Vaters, welches einen schaudererregenden Anblick darbot. Sein Vater lag mit verzerrten Mienen und kämpfte eben den Todeskampf. Gräßlich war dieses im Mondenscheine anzusehen, wie die Augen des Sterbenden sich verdrehten und seine Glieder convulsivisch zuckten.

Vergebens rüttelte der angstvolle Knabe seinen Vater zum Erwachen, vergebens weinte er und rief laut den Vater beim Namen. Allein da war an kein Wiederaufwachen zu denken. Die Seele hatte den durch viele Leiden und Trübsale entkräfteten Körper verlassen.

Jammernd rang der unglückliche Knabe die Hände, warf sich, laut schreiend, auf den Leichnam seines Vaters, und bedeckte dessen Mund und die gebrochenen Augen mit tausend Küssen. Immer noch konnte der Knabe die ganze Größe seines Unglücks nicht fassen; als er aber Alles vergeblich versucht hatte, den Vater zu wecken, da überfiel ihn eine unbeschreibliche Angst, das

Bild des Todes trat vor seine Seele, und laut schreiend lief er ins Dorf, um irgend ein menschliches Wesen zur Hülfe herbeizurufen.

Er schrie so laut, als es nur seine schwache Stimme erlaubte; aber da antwortete ihm nur das Echo und das Hundegebell. Nach langem vergeblichen Hülferufen kam endlich der Nachtwächter herzu und erkundigte sich nach der Ursache dieser nächtlichen Störung. Mit kläglich bittender Stimme erzählte der Knabe seine traurige Lage und führte jenen sodann an den Ort, wo sein unglücklicher Vater verschieden war.

Ja, Knabe, sagte darauf der Nachtwächter, nachdem er den Körper des Entschlafenen besichtigt hatte, wenn dieses Dein Vater ist, so bedauere ich Dich, der ist gestorben.

Wird denn aber mein Vater auch morgen nicht aufwachen, fragte gespannt der jammernde Knabe?

Nein, mein Sohn, wer einmal gestorben ist, kann nicht wieder zu diesem Leben erwachen;

Dein Vater ist nun zu dem lieben Gott gegangen.

Der Nachtwächter suchte auf alle mögliche Art den Kleinen zu beruhigen und machte sodann schleunigst Anzeige beim dasigen Ortsrichter, welcher denn auch die Leiche, nach mehrstündiger Berathung, aufnehmen und einstweilen an einen trockenen Ort bringen ließ.

Unterdeß war auch für den ermüdeten Knaben gesorgt worden, und wohlbehaglich konnte er seine Glieder auf einem Strohlager ausstrecken. Sein kindliches Gemüth schien, ob dieser seltenen Pflege, seinen Vater für diese Nacht vergessen zu haben, indem er sanft einschlummerte.

Dieser sonderbare Todesfall hatte sich bald im ganzen Dorfe verbreitet; auch die Frau des menschenfreundlichen Amtmanns dieses Ortes, hatte schon am frühen Morgen davon erzählen hören, und ihr fühlendes Herz trieb sie nach der Stelle, woselbst der Kleine noch sanft schlum-

merte. Sie erstaunte, als sie in dem kleinen Bettelknaben ein Kind vorfand, dessen feine Gesichtsbildung, so wie die Überreste der zerrissenen Kleider, auf eine edlere Geburt, als die eines Bettlers, schließen ließen. Lange betrachtete sie mit Wohlgefallen den schlafenden Knaben und freute sich über dessen goldgelocktes langes Haar, das dem Kinde verwirrt im Gesichte umherhing und diesem einen schwärmerischen Ausdruck verlieh.

Schickt doch diesen lieblichen Knaben, lieber Martin, sagte sie darauf zu dem dabei stehenden Ortsrichter, wenn derselbe von seinem süßen Schlummer erwacht ist, zu mir auf den Amthof, vielleicht kann ich für das arme verlassene Geschöpf etwas thun.

Sehr gern, Frau Amtmännin, entgegnete dieser ehrerbietig, mein Töffel soll ihn sogleich hinbringen.

Laßt ihn nur erst recht ausschlafen; denn er scheint sehr ermüdet zu sein. Habt ihr noch

nichts über seinen Vater erfahren, wie der heißen mag? denn dies — auf den Knaben zeigend — scheint mir guter Leute Kind zu sein.

Bis jetzt noch nicht; doch hat man bei dem Alten mehrere Papiere gefunden, die wohl Aufschluß darüber geben werden. Der Herr Amtmann, dem diese Sachen überliefert sind, wird Ihnen am besten darüber Auskunft geben können.

Nun, ich werde meinen Mann darüber sprechen; sorgt indeß recht gut für das Kind, ich werde Euch die Mühe gern bezahlen. Bei diesen Worten entfernte sich die theilnehmende Frau, noch einen liebevollen Blick auf den schlafenden Knaben werfend.

II.

Funfzehn Jahre waren nach diesem Vorfalle verflossen, und der kleine Bettelknabe Leopold

war nunmehr, durch eine treffliche Erziehung des menschenfreundlichen Amtmanns und dessen würdige Ehehälfte, zu einem männlich schönen Jünglinge herangereift. Jedermann betrachtete denselben als den leiblichen Sohn des Amtmanns, und erwies ihm, als solchen, die schuldige Achtung. Leopold rechtfertigte aber auch durch sein ganzes Betragen die ihm zugewandte Liebe seiner Pflegeältern; er erwies ihnen nicht nur unbedingten Gehorsam, sondern auch wahrhaft kindliche Liebe. Von seinen Ältern hatte er nur noch dunkele Vorstellungen, ja sogar seinen alten unglücklichen Vater würde er, unter diesen Umständen, wohl gänzlich vergessen haben, wenn ihn nicht der Grabeshügel, den er nach alter Gewohnheit regelmäßig mit Blumenkränzen schmückte, ihn daran erinnert hätte. Zwar stand ihm die ganze damalige Begebenheit nur noch dunkel vor der Seele, doch dachte er noch mit stiller Wehmuth an jene Leidenszeit zurück, und eine Thräne drängte sich jedes-

mal verstohlen aus seinen Wimpern, die dem alten schwergeprüften Greise galt.

In der ersten Zeit hatte er oft seine Pflegeältern, wenn das Gespräch auf seinen alten Vater kam, gefragt, ob sie ihm nicht nähere Auskunft über dessen Schicksal geben könnten; denn er könne sich nur noch dunkel erinnern, wie er ehemals mit seinem Vater in einem prächtigen Hause gewohnt habe und von einer zahlreichen Dienerschaft bedient worden sei, bis ihn sein Vater einstens aus dem Schlafe geweckt und in einer finstern Nacht mit fortgenommen hätte.

Diesen und ähnlichen Fragen, so natürlich sie auch aus dem Munde des Knaben schienen, suchte der Amtmann stets auszuweichen; und wenn Leopold ernstlich in ihn drang, pflegte er gewöhnlich zu sagen: "Jetzt, mein Sohn, ist die Zeit noch nicht gekommen, wo ich es für Pflicht halte, Dich mit Allem bekannt zu machen. Warte ruhig ab, und thue nur, wie bisher,

Deine Schuldigkeit; wenn Du größer und verständiger bist, sollst Du Alles erfahren.

Bei diesen Versprechungen war es bis jetzt verblieben, und Leopold hatte bereits sein einundzwanzigstes Lebensjahr angetreten, als eines Morgens, indem er noch mit dem Ankleiden beschäftigt, sein Pflegevater eilig, ein Zeitungsblatt in der Hand haltend, in sein Zimmer trat. Du mußt, lieber Sohn, redete er ihn an, heute noch eine Reise machen, vielleicht wirst Du auch bald auf immer Abschied von uns nehmen.

Bestürzt sah Leopold seinen Pflegevater an, um in seinen Mienen zu lesen, ob es Ernst oder bloß Spaß sei. Doch dieser fuhr fort: So eben habe ich in diesem Zeitungsblatte gelesen, daß der General-Major von L. in D... ohne Leibeserben zu hinterlassen, verstorben ist, und ein beträchtliches Vermögen, das dem Staate zufällt, wenn sich kein rechtmäßiger Erbe dazu findet, nachgelassen hat. Du sollst

Dich nun als dessen Neffe legitimiren. Hier hast Du die dazu erforderlichen Schriften, die Du dem Magistrate in D. einzuhändigen hast; und diese Pergamentrolle kannst Du während Deiner Reise dahin aufmerksam durchlesen, sie wird Dir über das Längstgewünschte, über Deine Ältern, nähere Auskunft geben.

Wie vom Donner gerührt, staunte Leopold seinen Pflegevater sprachlos an, und würde gewiß geglaubt haben, es sei Alles nur Gaukelspiel einer aufgeregten Phantasie, wenn er nicht die lebhafte Umarmung seines Pflegevaters gefühlt hätte.

Nur mit schwerem Herzen konnte er sich von seinen theuren Pflegeältern trennen; doch am schmerzlichsten wurde ihm der Abschied von seiner Jugendgespielin, von der liebenswürdigen Amalie, seiner Pflegeschwester. Jetzt bei der Trennung wurde ihm erst klar, was dieses liebende Mädchen ihm geworden war. Bis jetzt hatte er die stille Hinneigung zu derselben für

eine bloße Schwesterliebe gehalten; aber nun überzeugte er sich, daß er Amalien mehr und anders, als wie ein Bruder liebe.

Aber auch diese hatte schon die Erfahrung gemacht, daß eine stärkere Triebfeder, als Bruderliebe, sie zu dem Jüngling hinzog; denn ganz andere Empfindungen wurden in ihr rege, wenn sie mit Leopold Arm in Arm auf der großen Wiese lustwandelte, und er ihr schäckernd die schönsten Wiesenblumen überreichte, als wenn dieses ihr leiblicher Bruder Franz that.

Thränen traten in ihre schönen blauen Augen, als Leopold kam, um von ihr Abschied zu nehmen. Mit heißer Inbrunst hielt sie ihn umschlungen, und unendliche Küsse wurden gewechselt. Zärtlich bat sie ihn, ihm die rosigen Wangen streichelnd, ja nicht so lange aus zu bleiben, sonst müsse sie vor tödtlicher Langerweile sterben.

Nur als Leopold dieses feierlich versprochen hatte, ließ sie ihn los, und sah ihm dann mit

nassen Augen nach, als derselbe mit ihrem Vater, der ihn bis nach dem nächsten Städtchen L... begleitete, zum Thore hinausfuhr.

Kaum hatte Leopold sich auch von seinem Pflegevater getrennt, als er neugierig die erwähnte Pergamentrolle entfaltete, die ihm den nöthigen Aufschluß über seine Ältern geben sollte. Mit wachsendem Interesse las er Folgendes, was sein Vater eigenhändig niedergeschrieben hatte:

“Mein Vater, der damals mächtige Graf von L., ließ mir, nebst einem älteren Bruder, eine glänzende Erziehung geben, und verwendete bedeutende Kosten auf unsere Bildung. Als mein Bruder das zwölfte Jahr erreicht hatte, mußte derselbe, nach dem ausdrücklichen Wunsche meines Vaters, eine Cadettenschule besuchen, in welcher er sich als Militair ausbilden sollte. Seitdem genoß ich die ungetheilte Liebe meiner Ältern, und wußte vorzüglich die schwache Seite meiner Mutter, die mich von jeher mit ihrer Liebe bevorzugte, trefflich zu benutzen. Bei derselben

fand ich stets eine durchgreifende Vertheidigerin bei meinem Vater, wenn bei diesem Klagen über meine tollen Streiche, die ich in Menge ausübte, einliefen. Reiten, Fischen und Jagen waren meine Lieblingsbeschäftigungen; wo es am tollsten herging, befand ich mich am wohlsten. Ein unendliches Vergnügen gewährte mir nebenbei die Thierquälerei; ich weidete mich an den Zuckungen der langsam zu Tode gemarterten vernunftlosen Geschöpfe. Nicht selten jagte ich Pferde, denen ich weidlich die Weichen mit den Sporen durchlöcherte, so lange, bis diese, über und über mit Schaum bedeckt, unter mir zusammenbrachen.

Frühzeitig also erstarb jedes edle Gefühl in mir und das Mitleid wurde mir fremd. Bettler, die mit abgehärmtem Angesichte, händeringend und weinend, um eine Gabe flehend vor mir standen, hetzte ich fluchend und lachend zum Hofe hinaus, und wurde mit einem Worte ein wahrer Unmensch, der wohl befehlen, aber

nicht gehorchen lernte, und dem es, vom Schicksal mit Glücksgütern überschüttet, am einstigen Wohlergehen nicht fehlen könne.

Eines Tages war ich eben von der Jagd zurückgekehrt und hatte meines Vaters Lieblingspferd, einen prächtigen Rothfuchs, zu Tode geritten, worüber ich von jenem einen derben Verweis erhalten hatte, als ich, ärgerlich darüber nach dem Schloßgarten gehend, um daselbst meinen bösen Muth abzukühlen, auf dem Hofe einen in Lumpen gehüllten alten Mann mit einem kleinen Knaben antraf, die um eine milde Gabe flehten. Bittend streckte das Kind die blaugefrornen Händchen nach mir aus, und dem Alten stand der nagende Kummer auf der Stirn geschrieben. Nie werde ich diesen Augenblick vergessen.

Hart fuhr ich den Alten an und gab ihm, bei meiner aufgeregten Stimmung, die ekelhaftesten Schimpfnamen. Als aber dieser sich dadurch nicht irre machen ließ, sondern in herz-

zerreißenden Tönen, mit einer wahren Jammermiene zu bitten fortfuhr, so griff ich, darüber erzürnt, nach meinem Kantschuh, womit ich zuweilen die Stallbuben zum Vergnügen durchpeitschte, und zählte dem Alten, so wie dem Knaben einige derbe Hiebe auf, wonach das Kind, der Schmerzen halber, in ein fürchterliches Geschrei ausbrach. Darüber noch mehr erboßt, ließ ich den großen Hofhund von der Kette, und hetzte diesen auf den Bettler und dessen Kind. Der Hund verrichtete seinen Auftrag nur zu gut, denn die wenigen Lumpen, womit die Armen bedeckt waren, wurden ihnen vollends vom Leibe gerissen. Eilend suchte sich der Alte mit seinem Knaben vor dem wüthenden Hunde zu retten, und warf, sich vom Hofe entfernend, klirrend die Schloßpforte hinter sich zu. Aber hohl und geisterhaft klangen folgende Worte aus des Alten gereizten Munde:

"Fluch über Dich grausamen Buben! Jede Freude müsse fortan aus Deinem verruchten

Herzen weichen, nicht eher müssest Du Dein Schandleben aushauchen, als bis Du, ebenfalls als Greis, wie ich, mit einem hülflosen Kinde, bettelnd von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf umherziehend, überall abgewiesen, wie Du mich jetzt fortgewiesen hast, vor Hunger und Kälte auf Gottes freiem Erdboden endest!"

Dieses waren ungefähr die schrecklichen Flucheswörte des Alten, die er, mit rächend zum Himmel gehobener Hand, über mich aussprach, und die ich damals lachend wiederholte.

Doch furchtbar wirkten diese inhaltsschweren Worte auf mein künftiges Schicksal. Ich mochte später beginnen, was ich wollte, immer trat ein nicht geahnter Umstand ein, der das Gelingen jedes Vornehmens vereitelte.

Meine Ältern waren im Laufe der Zeit gestorben und hatten mir ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, über welches ich unumschränkter Herr wurde, da mein Bruder, der

eines Duelles wegen sein Vaterland verlassen, in französische Dienste getreten war, und unter Napoleons Oberbefehl die Expedition nach Ägypten mitgemacht hatte, schon seit längerer Zeit nichts hatte von sich hören lassen. Nun hätte man glauben sollen, daß ich, im Besitze so vieler Glücksgüter und überdies noch mit einem hochadeligen Fräulein vermählt, mich nur glücklich fühlen konnte; allein dem war leider nicht so. Der so wohlthuende Frieden war aus meiner Seele gewichen, ein geheimer Kummer, über dessen Entstehung ich mir selber nicht Rechenschaft geben konnte, nagte immerwährend an meinem Herzen. Nirgends fand ich die gewünschte Seelenruhe. Nur im Strudel ausgelassener Vergnügungen fühlte ich mich auf Augenblicke etwas fesselloser; aber mit doppelter Kraft kehrte nach solchen Genüssen der finstere Unmuth, der mich überall wie ein Schatten begleitete, zurück. Ich bot Alles auf, um diese trübe Stimmung, die durch eine kinderlose

Ehe noch vergrößert wurde, zu verscheuchen; ich ging in Gesellschaften, zerstreute mich am Spieltische, gab glänzende Bälle und was dergleichen mehr war. Dabei wurde ich aber immer unerträglicher, und zuletzt fand ich nur noch beim Spiel etwas Zerstreuung. Gleichgültig opferte ich manche Nacht, dieser zur Leidenschaft gewordenen Spielsucht, Tausende, und mein Schloß wurde nach und nach der Schauplatz wüster Gesellen, die mein väterliches Erbe verpraßten. Als mein baares Vermögen auf diese Art vergeudet war, nahm ich bedeutende Summen auf meine Güter auf, um nur den Lüsten ungestört fröhnen zu können. Meine unglückliche Gemahlin wagte nicht, mir darüber Vorwürfe zu machen, weil sie mit Recht gröbere Mißhandlungen befürchten mußte, an denen es, trotz ihrer Gelassenheit, nicht fehlte. Kummer und Gram rieben bald ihre Körperkräfte auf, und sie verschied, während ich, unbekümmert über ihren Zustand, mit einer Ge-

sellschaft loser Gesellen die Nacht durchjubelte. Als man mir die Todesnachricht überbrachte, stürzte ich eben, halb benebelt, einen Humpen Wein hinunter, und die saubere Gesellschaft gratulirte mir zu einer neuen Heirath.

Hart und gefühllos, wie ich war, konnte keine edle Regung in mir aufsteigen; ich that den ehrlosen Buben Bescheid, und rechtfertigte binnen Kurzem ihren Ausspruch, indem ich ein Mädchen niedriger Herkunft heirathete, die eben nicht im besten Rufe stand. Doch das galt mir gleichviel, wenn sie nur geeignet war, meine Launen stillschweigend zu erdulden. Mit dieser zeugte ich in meinem funfzigsten Jahre einen Sohn, den ich nach meinem verschollenen Bruder, Leopold nannte. Denn von diesem hatte ich nichts wieder erfahren, obgleich schon mehrere Jahre verflossen waren, seitdem Napoleon nach Paris zurückgekehrt war.

Meine Finanzen, die schon bei der Kriegszeit viel zu leiden hatten, wurden durch mein

wüstes Leben so in Unordnung gebracht, daß ich meine Güter, bis auf unser Stammschloß, welches ebenfalls schon verschuldet war, veräußern mußte, um nur am Ende mein Leben fristen zu können.

Meine saubere Ehehälfte war zu ihrem Glücke vor meinem gänzlichen Ruin gestorben, und hatte ebenfalls, da sie sich ganz nach meiner Lebensweise gerichtet, eine ungeheure Schuldenlast hinterlassen. Von allen Seiten wurde ich nun von Gläubigern hart bedrängt. Meine Dienerschaft hatte sich, da ich ihnen den Lohn nicht mehr zahlen konnte, von mir entfernt, und zuletzt befand ich mich in dem öden verlassenen Schlosse mit meinem fünfjährigen Sohne ganz allein. Meine Tisch- und Spielfreunde hatten sich schon lange, da sie sahen, daß bei mir nichts mehr zu machen war, zurückgezogen.

Da traten mir die Flucheswörte jenes alten Bettlers lebhaft vor die Seele, und wie von

einer unsichtbaren Macht getrieben, stand ich in einer Nacht von meinem Lager, worauf ich den Schlaf vergebens suchte, auf, und verließ mit dem Knaben in halber Verzweiflung mein väterliches Schloß, unbekümmert, wohin der Weg mich führte.

Ein unbekanntes Etwas trieb mich rastlos fort, nirgends fand ich Ruhe, nirgends Trost für meine Seele. Oft wollte ich mein Leben durch Selbstmord enden, doch dazu fehlte mir der Muth.

Wochenlang irre ich nun schon mit dem schwachen Knaben umher, kein Mensch achtet auf mich, kein Mensch bekümmert sich um mich. Da mein weniger Geldvorrath rein aufgezehrt war, so mußte ich das letzte Mittel ergreifen, um den nach Nahrung schreienden Knaben zu befriedigen, — ich mußte betteln.

Aber, o Himmel, hier machte ich die Erfahrung, daß jener grausenhafte Fluch des alten Bettlers bis auf das Kleinste in Erfüllung ging.

Unbarmherzig werde ich überall abgewiesen und kein Mensch fühlt Mitleid mit meiner Lage. Kraftlos und bis zum Tode erschöpft, ist es mir kaum möglich, ein kurzes Bild meines elenden Lebens zu entwerfen, damit die Nachwelt und vorzüglich mein unglücklicher Sohn, wenn derselbe am Leben bleiben sollte, ein warnendes Beispiel daran finden möge.

Gott möge meinem armen Kinde, das ich ins Unglück gestürzt habe, gnädig sein, und nicht die Sünden des Vaters an demselben strafen. Mein Leopold, mein unglücklicher Sohn, wenn Du meine kurze Lebensschilderung, die ich mit zitternder Hand in Deiner Gegenwart jetzt niederschreibe, lesen solltest, so gedenke mit Nachsicht Deines armen Vaters, fluche ihm nicht, denn er bereuet, aber leider zu spät, seine Thorheit; verzeihe ihm und bete zu Gott für das Heil seiner Seele.

Ach, Gott, Du frägst mich, Knabe, was ich schreibe? Jetzt kann ich Dir's nicht sagen,

Dein kindlicher Verstand kann es noch nicht fassen. Später wirst Du es leider erfahren müssen, Du wirst Dich vielleicht des schattigen Ulmbaumes erinnern, unter dem wir Beide Mittagsruhe hielten. Merke Dir's, Sohn, da schrieb Dein Vater mit zerrissenem Seelenzustande nieder, was Du jetzt liesest. Gott, meine bebende Hand versagt ihre Dienste. Lebe wohl, mein Sohn! Gott sei meiner Seele gnädig; denn bald, ich fühle es, wird mein Körper unterliegen."

Heiße Thränen rollten über Leopolds Wangen, als er das traurige Schicksal seines unglücklichen Vaters gelesen hatte. Lebhaft erinnerte er sich der Scene, wo er mit seinem Vater unter einem Baum saß, und jener eifrig mit thränendem Auge lange schrieb, bis er ermattet den Griffel zur Erde warf. Herzlich betrauerte er das schreckliche Ende seines Vaters, welches in der That dem fürchterlichen Fluche jenes alten Bettlers entsprach.

Also ich bin der Sohn eines Grafen, der letzte Sprößling eines angesehenen Hauses, das zwar mit dem Tode meines Vaters und Onkels für erloschen gehalten wird, sprach Leopold, indem er die ferneren Schriften, die ihm sein Pflegevater mitgegeben hatte, durchblätterte, und der in D. kürzlich verstorbene General-Major v. L. ist der längst todtgeglaubte Bruder meines Vaters. Wie wunderbar sind doch deine Schickungen, großer Gott, wandte er den thränenfeuchten Blick gen Himmel; wir Sterbliche sind zu kurzsichtig, um deine Weisheit zu erforschen, und deine erhabenen Zwecke nach ihrem Werthe zu ermessen, zu deren Erreichung du oft Mittel wählst, die dem Scheine nach unser Verderben bezwecken müssen; und dennoch wendest du unerwartet Alles zu unserm Besten.

In D. angelangt, gab Leopold sich bei den dasigen Gerichten, als den Neffen des verstorbenen General-Majors aus und legte die betreffenden Papiere darüber vor. Aber ungleich

mehr Schwierigkeiten würde ihm dieses verursacht, ja man würde ihn als einen Abentheurer wohl gänzlich abgewiesen haben, wenn nicht sein Pflegevater sich kräftig ins Mittel gelegt und actenmäßig bewiesen hätte, daß Leopold ein leiblicher Sohn des verstorbenen Grafen v. L. und mithin der Neffe des General-Majors sei. Nur als dieses genugsam nachgewiesen war, wurde er als der alleinige Erbe seines Onkels von Rechtswegen anerkannt, und ihm die Erbschaft, nahe an 60,000 Rthlr., überantwortet.

Über das Schicksal seines Onkels konnte Leopold, trotz aller Nachforschung, nur so viel erfahren, daß dieser etwa vor einem Jahre sich in dieser Gegend niedergelassen habe, und daß er aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Reihe von Jahren Kriegsgefangener gewesen, nach seiner Freilassung aber nach Paris zurückgekehrt sei und unter Napoleons Fahnen manchen Sieg erfochten habe, bis ihn eine Blessur nöthigte, vom Kriegsschauplatze abzutreten und auf den

eingeärnteten Lorbeern auszuruhen. Fleißig, so erzählten die Leute, habe sich der General-Major nach seinem Bruder erkundigt, dessen trauriges Loos er theilweise gekannt haben mußte; als man ihm aber von dessen spurlosem Verschwinden nur unbefriedigende Nachrichten hätte mittheilen können, so habe er still, sogar menschenscheu vor sich hin gelebt, bis ein Schlagfluß seinem Leben im dreiundsiebenzigsten Jahre unerwartet ein Ende gemacht.

Leopold betrauerte herzlich, nicht eher etwas von seinem Onkel erfahren zu haben, und kehrte darauf, man kann sich denken, mit welchen Gefühlen, in das Haus seiner Pflegeältern zurück. Vor wenigen Wochen war er noch der hülfsbedürftige Jüngling, der von der Gnade mitleidiger Menschen lebte, und jetzt standen Tausende zu seinem Gebote.

Seine Pflegeältern theilten aufrichtig seine Freude; und als er einige Jahre später um die Hand der liebenswürdigen Amalie anhielt, er-

theilten ihm die Ältern mit Freudenthränen ihren Segen; denn sie wußten wohl, daß ein solches Kleinod in Leopolds Händen wohl aufbewahrt war; und die Erfahrung bestätigte und die Gegenwart lehrt noch jetzt, daß sie sich in ihren Hoffnungen nicht betrogen hatten.

Auf einem einfachen Grabsteine, den darauf Leopold seinem Vater auf dessen Grabeshügel zum Andenken setzen ließ, findet man die einfachen Worte eingegraben:

Ein schwerer Fluch stürzte Dein Glück darnieder,
Doch ruht auf Deinem Kinde Gottes Segen wieder.

Die Waise.

An dem Jungen ist Hopfen und Malz verloren, eiferte der Landrath G. gegen seine Frau Gemahlin; wenn er seine Bosheit nicht ablegt, so lasse ich ihn in irgend eine Waisen-Anstalt aufnehmen, wo dergleichen Gesindel am zweckmäßigsten aufgehoben ist. Hätte ich seinem Vater, auf dem Sterbelager, nicht mit Mund und Hand versprochen, für den Knaben zu sorgen, ich hätte denselben schon längst zum Hause hinausgejagt. Denke nur, die infame Bestie hat unsern Adolf mit dem Kopfe gegen die Wand gestoßen, daß der arme Junge laut wehklagend bei mir um Hülfe nachsuchte. Konnte unser Adolf durch diese Canaille nicht gefähr-

lich verwundet werden? Das fehlte noch, daß wir die eigenen Kinder von solcher Natterbrut mißhandeln ließen.

Unser Adolf ist von dem Bettelknaben gestoßen worden, sagst Du? und Du hast das Ungeheuer nicht gleich fortgejagt? Ach, Mann, Du hast es zu verantworten, wenn der arme Adolf Schaden genommen hat; nein, mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen? Ach, mir schwindelt es bei dem bloßen Gedanken! Wo ist mein Sohn? ich muß ihn sehen, um Himmelswillen!

Beruhige Dich, liebe Frau, es ist diesmal noch so abgelaufen; doch da kommt ja unser lieber Sohn. Komm her Adolf, erzähle der Mutter, wie Dich der böse Friedrich behandelt hat.

Komm auf meinen Schooß, liebes Kind, so, nun erzähle, was that Dir Friedrich?

Ja, Friedrich hatte einen bunten Ball, den wollte ich gern einmal haben; aber Friedrich

gab mir den Ball nicht; da, da hat er mich gestoßen, entgegnete der Knabe.

Laß doch mal sehen, lieber Junge; es hat doch nicht geblutet?

Nein, aber es that weh, schluchzte von Neuem das Söhnchen.

Na sei nur ruhig, liebes Kind, Friedrich wird seine Strafe vom Vater erhalten; er soll Dir nichts wieder thun.

Das wird er wohl bleiben lassen, entgegnete der Landrath; ich habe ihn tüchtig durchgepeitscht und die Bestie in den Hundestall sperren lassen, wo er seinen bösen Muth an dem alten Felix kühlen kann. Durch Hunger muß man den Muthwillen des jungen Burschen auszutreiben suchen, sonst wird nichts Gutes aus dem Buben. Läßt er sich das Geringste wieder zu Schulden kommen, so lasse ich ihn, wie gesagt, in eine Waisenanstalt bringen, wo er eigentlich hingehört.

Vom Kopf bis zu den Füßen mit Schwielen über und über besäet, hatte der arme älternlose neunjährige Knabe, furchtsam in einem Winkel des schmutzigen Stalles sich niedergekauert, und die hellen Thränen liefen ihm über die aufgeschwollenen Wangen. Du lieber Gott, seufzte der arme Knabe, wäre ich doch lieber der alte Felix, der bekommt nicht immer Prügel; aber ich werde immer so sehr geschlagen, wenn ich auch nichts gemacht habe; wenn ich nur wüßte, wie ich sterben könnte.

Sei ruhig, Friedrich, tröstete der alte Johann, der Bediente des Herrn Landraths, der unbemerkt sich hingeschlichen hatte; Du wirst es schon noch einmal besser bekommen; sei nur recht folgsam und laß Dich mit dem bösen Adolf nicht wieder ein. Was hast Du ihm denn gethan?

Ach, gar nichts, sagte weinend der Knabe; meine Schwester hat mir zu meinem Geburtstage einen bunten Ball geschenkt, den wollte mir Adolf nehmen, und als ich den Ball, der

mir so lieb ist, nicht weggeben wollte, so riß mir Adolf denselben mit Gewalt aus den Händen und schlug mir gerade in die Augen, als ich den Ball nicht gutwillig hingab. Bei diesem Ringen stieß er sich mit dem Kopf gegen die Wand. Da fing er laut an zu schreien und sagte zu seinem Vater, ich hätte ihn gestoßen. Sein Vater hat mich dann mit der Peitsche geschlagen und in diesen Stall gesperrt.

Sei recht still, mein Sohn; hier nimm dieses Butterbrot und diese Äpfel; ich werde Dir auch zu Trinken bringen, tröstete der alte Johann, und eine Thräne des Mitleids zitterte in den grauen Wimpern des betagten Dieners.

Ich danke, guter Johann, schluchzte der Knabe; wäret Ihr nur mein Vater, Ihr würdet mich nicht immer schlagen.

Nein, gewiß nicht, armer Knabe.

Mein Vater, der zu dem lieben Gott gegangen ist, war auch so gut, wie Ihr; wenn der noch lebte, wollte ich froh sein.

Ja wohl, lieber Friedrich, könntest Du das; doch tröste Dich, Du hast noch einen Vater im Himmel, der Dich nicht verläßt.

Ach, das ist wohl der liebe Gott, der ist wohl auch so gut, wie Ihr, guter Johann?

Ja Knabe, der ist noch tausendmal besser, als ich, bete nur recht fleißig zu ihm; dann wird es Dir auch gut gehen.

Ach, ich bete schon alle Tage; aber man schlägt mich doch immer wieder, seufzte der Knabe, und faltete die aufgelaufenen Händchen.

Nein, sagte der alte Johann darauf zu seiner Ehefrau, und die Thränen liefen ihm über die Wangen, ich halte es nicht länger mehr aus; das Herz muß einem brechen, wenn man ein unschuldiges Kind so mißhandeln sieht. Es ist mein Herr, aber bei Gott, Gefühl hat er nicht im Leibe, sonst würde er das arme Kind nicht so tyrannisiren. In den Hundestall ist der arme Wurm gesperrt und am ganzen Körper wund geschlagen. Nein, bei Gott, das ist zu arg,

und soll ich mein Brot verlieren, die Menschlichkeit gebietet hier Einhalt zu thun.

Aber, guter Mann, was willst Du denn machen, Du kannst Dich doch nicht gegen Deinen Herrn auflehnen? Das arme Kind hat mich schon längst gedauert; aber was kann man dabei thun? Der Landrath hat es einst bei Gott zu verantworten, wenn er dem Knaben zu viel thut.

Ja wahrhaftig, das wird ihm schwer werden; denn viel zu sehr hat er sich an dem Knaben versündigt. Noch eine kurze Zeit will ich schweigen und Alles geduldig mit ansehen; aber dann mag Gott helfen.

Gott, Johann, Du bringst Dich am Ende noch um Dein Brot; sei lieber still, Gott wird den armen Wurm nicht verlassen, — und....

Johann, Johann! rief es mit starker Stimme auf dem Hofe.

Na, was wird der wieder wollen, gewiß wegen des Knabens.

Höre, Johann, ich habe den Friedrich, seiner Bosheit halber, in den Hundestall sperren lassen; laß den Jungen bis morgen sitzen und gieb ihm nichts weiter, als Wasser und Brot. Hörst Du, die Bestie soll ein wenig gedemüthigt werden!

Wie Sie befehlen, Herr Landrath.

Ha, Schande, daß sich Gott erbarme, Bestie nennt er die arme Waise? Na Geduld, Herr Landrath, Sie haben auch Kinder, es ist noch nicht alle Tage Abend; man weiß noch nicht, wie es diesen geht; brummte der alte Johann vor sich hin. Wasser und Brot soll ich dem armen Kinde reichen und die Nacht über im Stalle lassen; ja, dann müßte man auch ein Herz von Stein haben, wie Sie, Herr Landrath.

Kaum hatten sich Alle im Schlosse zur Ruhe begeben, so schlich der alte Diener behutsam nach dem Stalle; schon aus der Ferne hörte er den Knaben weinen, und selbst der alte Felix mochte fühlen, daß sein Begleiter nicht

in diese Wohnung gehöre; denn den ganzen Abend hatte der Hund des Knaben Gewimmer mit einem ungewöhnlichen Geheul begleitet.

Komm', Friedrich, flüsterte Johann dem Knaben zu, nachdem er die Thür geöffnet, mit in meine Stube, Du sollst in meinem Bett schlafen; sei nur ruhig, daß uns Niemand hört; morgen früh bringe ich Dich wieder her, dann wird Dein Arrest auch abgelaufen sein.

Willig folgte der Knabe und ließ sich das ihm vorgesetzte Abendbrot trefflich munden; worauf er bald, im weichen Bett des alten Johann, einschlief.

Ob wohl ein Engel unschuldiger sein kann, sagte Johann zu seiner Ehefrau, als Beide den schlafenden Knaben betrachteten. Sieh' nur die vielen Schwielen, der ganze Körper ist davon übersäet, ob sich der Herr nicht schämen muß, ein Kind so zu mißhandeln; und wenn er den Knaben noch aus Gnade und Barmherzigkeit zu sich genommen hätte; aber so erhält er für

denselben noch Erziehungsgelder; denn der Herr Kammerrath hinterließ doch ein ansehnliches Vermögen, welches den beiden Kindern zugefallen ist. Friedrichs Schwester ist doch einige Jahre älter und in einer guten Erziehungs-Anstalt; für diese ist gesorgt, aber für den armen Knaben ist es ein Unglück, daß er in solche Hände gefallen ist. Auf den Knaben scheint sich Alles im Hause gesetzt zu haben; sogar der ungezogene Adolf glaubt ein Recht zu haben, den armen Jungen auf jede nur mögliche Art zu necken und zu schlagen; denn er sieht es ja nicht besser von den Ältern. Die kleine Antonie scheint das einzige Wesen zu sein, welches auf den Knaben noch etwas hält. Na, Gott wird Dich armen Knaben nicht verlassen, sagte Johann, und strich dem schlafenden Kinde die goldgelben, wild umherhängenden Locken aus dem Gesichte.

Noch zwei Jahre ertrug der unglückliche Friedrich die fast unmenschliche Behandlung sei-

ner Pflegeältern; bis dahin hatte er stets einen väterlichen Freund und Rathgeber in dem alten Johann gefunden, der immer zu trösten und zu helfen wußte; allein der unerbittliche Tod hatte ihn auch dieser Stütze beraubt. Ein Brustübel hatte schnell und unvermuthet die Lebenskräfte des würdigen alten Dieners aufgerieben. Friedrichs Schmerz darüber war unbeschreiblich, als man den alten Mann in die Gruft senkte; gern wäre er an dessen Stelle, den er mehr als Vater liebte, gestorben; denn nun hatte er Niemanden mehr, der sich seiner annahm. Als ein Knabe von eilf Jahren lernte er jetzt einsehen, wie unverdient man ihn öfters hart züchtigte und wie lieblos man ihn behandelte; denn man mißgönnte ihm ja das tägliche Brot.

Doch man würde es für Übertreibung halten, wenn die vielen unverdienten Mißhandlungen, welche die arme Waise zu erdulden hatte, aufgezählt werden sollten. Oft weinte

der Knabe in seinem stillen Kämmerchen die bittersten Thränen darüber und faltete, nach der Weisung des unvergeßlichen Johanns, die Händchen zum inbrünstigen Gebet.

Einst war die Geldbörse des Landraths abhanden gekommen; der Verdacht der Entwendung fiel auf den unglücklichen Friedrich, weil Niemand anders als er und die beiden Kinder des Landraths in der Stube gewesen waren. Erst mit guten Worten, dann mit Drohungen und endlich mit harter Züchtigung und Einsperrung, bei Wasser und Brot, wurde das arme Kind gefoltert, daß es gestehen solle, wo es das Geld hingethan habe. Umsonst weinte Friedrich und betheuerte flehend seine Unschuld; der Landrath aber behauptete steif und fest, kein anderer, als der verstockte boshafte Knabe könne das Geld haben.

Acht Tage wurde Friedrich in eine finstere Kammer gesperrt und täglich hart gezüchtigt, daß er den Diebstahl eingestehen sollte; ja, man

würde noch barbarischer mit dem Knaben verfahren sein, wenn nicht, nach Verlauf dieser Zeit, des Landraths eigener Sohn, der boshafte Adolf, als Dieb der Geldbörse entlarvt worden wäre. Friedrich wurde zwar darauf aus seinem Kerker gelassen, aber wie sah er aus! am ganzen Körper wund geschlagen und abgezehrt bis auf die Knochen. Jedermann im Schlosse entsetzte sich vor seinem Aussehen, und selbst die Bedienung des Landraths, von Mitleid bewegt, machten den Knaben aufmerksam, das Haus seiner Peiniger zu verlassen und die Wohlthätigkeit anderer Leute in Anspruch zu nehmen. Mit diesem Gedanken war auch Friedrich schon lange umgegangen; nur hatte er sich immer noch vor der Strafe einer möglichen Zurückbringung gefürchtet; aber jetzt war ihm offenbar zu viel geschehen, und er verließ daher heimlich die Familie des Landraths.

Dieser tobte und schimpfte, als er Friedrichs Flucht erfuhr; habe ich's nicht immer gesagt,

daß der Knabe ein Taugenichts ist, daß er **alle** Anlagen hat, ein Landstreicher zu werden? polterte er. Nein, die Canaille hat es noch zu gut bei mir gehabt, da zeigt sich der Übermuth. Er mag nun laufen, ich bekümmere mich nicht weiter um den Buben, und bringt man ihn wieder, so will ich ihn züchtigen, daß er sein Lebtage nicht wieder ans Fortlaufen denken soll.

Aber Gott behütete den Knaben vor dieser angedrohten Strafe. Derselbe war voller Todesangst einige Stunden weit gelaufen; dann hatte er, bis zu Tode ermüdet, auf eine vorüberfahrende Kutsche sich hinten aufgesetzt und hatte auf diese Weise mehrere Meilen noch am selbigen Tage zurückgelegt. Als es dunkel wurde, suchte er ein Wirthshaus auf, und durch sein kindliches Flehen und Bitten wurde er von dem gutmüthig scheinenden Wirthe für diese Nacht beherbergt. Zufällig befand sich in dem Gasthofe eine umherziehende Schauspieler-

Gesellschaft, die bald den Knaben ausgeforscht und für sich gewonnen hatte. Erfreut, einen Zufluchtsort gefunden zu haben, nahm derselbe die glänzenden Versprechungen dieser zuvorkommenden Leute an und begab sich unter ihren Schutz.

Sechs Jahre lang zog er mit dieser wandernden Truppe durch viele Länder umher, und wenn ihm auch die Art und Weise, wie er seine erlernten Künste vor dem Publikum produciren mußte, nicht recht behagen wollte, so war er doch einerseits froh, ein Unterkommen gefunden zu haben, wo man ihn wenigstens menschlich behandelte. Im Verlaufe dieser Zeit war der Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausgebrochen, und Friedrich, der unterdessen zu einem wohlgebildeten kräftigen Jünglinge herangewachsen war, bekam zufällig einen französischen Officier zu sprechen, gegen welchen er den Wunsch äußerte, ebenfalls Soldat zu werden. Dieser lobte den Vorsatz des siebenzehn-

jährigen Jünglings und gab ihm bald Gelegenheit, diese Lieblings-Idee zu verwirklichen. Friedrich wurde also Soldat; aber freilich mußte er unter Napoleons Fahnen gegen sein eigenes Vaterland zu Felde ziehen; allein ihm war es wohl zu verzeihen, da ihn sein Vaterland in jeder Hinsicht nur stiefmütterlich behandelt hatte.

Im Hause des Landraths waren während dieser Zeit ebenfalls große Veränderungen vorgegangen, und es hatte den Schein, als ob mit der Entweichung Friedrichs aller Segen aus der Familie geschwunden sei. Der saubere Herr Sohn, Adolf, war schon von zwei Universitäten, seines schlechten, unmoralischen Betragens wegen, relegirt, und trieb zuletzt als Spieler in großen Städten sich umher. Einst wurde er bei einem falschen Spiele von der Obrigkeit ertappt und ins Gefängniß geworfen, wo er sein strafwürdiges Vergehen mit halbjährigem Arrest büßen mußte. Nach Erduldung

dieser Strafe langte er als bettelnder Landstreicher, an Schuh und Kleidern abgerissen, bei seinen Ältern an, in deren Hause er geschäfts- und planlos auf bessere Zeiten wartete. Auch der Herr Papa hatte mit seinen Finanzen übel gewirthschaftet; der prachtvolle Aufwand und die bedeutenden Geldmassen, die er für den liederlichen Sohn verschwendet hatte, um dessen Schuldenlast zu tilgen, hatten sein ganzes Finanzwesen dermaaßen erschüttert, daß er sich genöthigt sah, an die Kaiserl. Gelder, welche er in Verwahrung hatte, sich zu vergreifen, um die Gläubiger zu befriedigen. Leider konnte er die weggenommenen Gelder zum bestimmten Termine nicht wieder herbeischaffen, und nahm dann in der verzweifelten Lage seine Zuflucht zur Betrügerei. Nur zu bald kam man dieser auf die Spur, und die Folge davon war, daß der Landrath seines Dienstes entlassen wurde. Durch Vermittelung einiger bedeutender Freunde gelang es ihm wenigstens, als ein besonderes

Gnadengeschenk, eine nothdürftige Pension zu beziehen, die ihn und seine Familie vor dem Bettelstabe schützte. Ein allgemein bekanntes Sprichwort sagt: „Noth lehrt beten"; dies bewährte sich auch in der Familie des Landraths. Oft, wenn man sich um den Tisch setzte, um Kartoffeln und trockenes Brot nebst einem Kruge frischen Wassers zu verzehren, während man früher die ausgesuchtesten Speisen und Getränke nicht gut genug fand, sagte der Landrath manchmal mit thränenfeuchtem Blick: Ich habe mich doch wohl zu schwer an dem armen Knaben versündigt, daß mich Gottes Strafgericht so schwer dafür züchtigt; ich bin vielleicht die Ursache, daß der arme Knabe, von Allem entblößt, elendiglich umkam. Man hat doch nie wieder etwas von dem armen Friedrich vernommen, wollte nur Gott, daß er noch lebte, und daß es ihm gut ginge; gern wollte ich mein Unglück viel ruhiger und gefaßter ertragen, obgleich ich denken muß, es ist eine Strafe

Gottes, daß ich so gewissenlos mit dem armen Kinde verfahren bin. Auch die Frau Landräthin hatte die hochtrabenden Pläne aufgegeben, und war ganz demüthig geworden. Vorher hatte sie bürgerliche Frauen nur über die Achsel angesehen; allein unter den jetzigen Umständen war sie froh, wenn sich diese nur in ein Gespräch mit ihr einließen, oder sie etwas durch Stickerei verdienen ließen. Zum Glück war die Familie des Landraths nicht stark, sonst würde die Noth derselben noch größer gewesen sein. Vater und Sohn sahen sich genöthigt, durch Schreiben, und Mutter und Tochter mit Nähen und Stickerei etwas zu verdienen. In dieser wahrhaft demüthigen Lage hatten sie einige Jahre ihren Lebensunterhalt nothdürftig zu bestreiten gesucht. Da wurde endlich auch diese Gegend von den siegreichen Franzosen, die dazumal Herren von Deutschland waren, überschwemmt, und die wenigen Habseligkeiten des Landraths wurden eine Beute der plündernden

Soldaten, die, ohne viel Umstände zu machen, mitnahmen, was ihnen gefiel. In halber Verzweiflung hatte an einem Sonntagmorgen die arme Familie den letzten Groschen für Brot ausgegeben, ohne damit den nagenden Hunger stillen zu können. Der Landrath rang, unter bitterem Thränenstrom, die Hände, und blickte verzweiflungsvoll auf sein krankes Weib, das schon mehrere Tage, in Folge ungewohnter Nahrungsmittel, hart darnieder lag. Nur nach ein wenig warmer Suppe hatte die Kranke schmachtend verlangt; aber auch diese konnte man ihr nicht verschaffen. Das Mitleid der Nachbarsleute, die selber mit Noth und Sorgen zu kämpfen hatten, anzuflehen, wagte man nicht, und doch sann man vergeblich nach, wie der kranken Frau zu helfen sei.

Da schritt ein junger französischer Officier, die Brust mit Ehrenzeichen übersäet, vor der Wohnung der bedrängten Familie vorüber. Wie ein Blitzstrahl durchfuhr der Gedanke, den

Officier um Mitleid anzuflehen, den Landrath, und im gebrochenen Französisch suchte er seine Noth dem jungen Kriegsmanne begreiflich zu machen.

Der Officier stutzte, sah den Landrath mit einem langen, durchbohrenden Blicke an, und nach kurzem Besinnen fragte er in einem wohl-accentuirten Deutsch: Wo wohnen Sie? Hier in diesem Hause, entgegnete der Landrath mit demüthig zitternder Stimme, indem er auf seine Wohnung deutete.

Ich habe heute nicht Zeit, morgen um diese Stunde werde ich bei Ihnen einsprechen, und mich von Ihrer Lage selbst zu überzeugen suchen. Nehmen Sie zuvörderst diese Kleinigkeit; und damit überreichte der junge Officier dem fast fußfällig dankenden Landrath ein blitzendes Goldstück.

Den edlen Geber segnend, erquickte sich die Familie an einem lang entbehrten warmen Essen und einstimmig pries man Gott, der selbst in Feindes Brust das Gefühl der Wohlthätigkeit zum Troste der leidenden Menschheit gelegt hat.

Feierlich bereitete man sich am andern Tage auf den hohen Gast vor, und Adolf war stundenlang nicht vom Fenster gewichen, um den gewaltigen Kriegsmann gebührend zu empfangen.

Der General-Lieutenant trat auch bald darauf in das armselige, aber reinliche Stübchen ein. Mit unzähligen Complimenten und Dankesworten wurde er empfangen, und auf allen Gesichtern sprach sich die Entzückung darüber aus, daß ein so hoher Stabs-Officier sich so weit herabließ, eine unglückliche Familie mit einem so hohen Besuche zu beehren.

Lange warf der junge Krieger einen prüfenden Blick auf die Familien-Mitglieder und kämpfte sichtbar mit einer innern Aufregung. Nachdem er nach mehreren gleichgültigen Dingen sich erkundigt hatte, fragte er, wie zufällig, den Landrath, indem er Letzteren scharf ansah: Ist Ihnen nicht der Landrath G. bekannt?

Dem Landrath durchfuhr es, wie ein zweischneidig Schwert, als er seinen Namen von

dem französischen Officier nennen hörte, und im Bewußtsein seiner Schuld stotterte er verlegen ein, Ja, hervor.

Ich habe, fuhr der Officier fort, einen Soldaten bei meiner Compagnie, der vom Landrath G. erzogen sein wollte, und frage also nur beiläufig darnach, weil ich mich besinne, daß der junge Mensch erzählungsweise diese Stadt nannte, wo der Landrath G. wohnen solle. Mir liegt gerade nichts an der Sache; aber doch hätte ich gern etwas Näheres darüber erfahren mögen; denn der Soldat, der übrigens ein braver Bursche ist, gab vor, vom Landrath und dessen Familie in seiner Kindheit so barbarisch behandelt worden zu sein, daß er endlich davon lief, sich mehrere Jahre bei einer Truppe umherziehender Schauspieler aufhielt und sodann in französische Kriegsdienste trat.

Vor Schreck wäre der Landrath bald in Ohnmacht gesunken, und er mußte all' seinen Muth und seine Besonnenheit zusammennehmen,

um aus augenscheinlicher Gefahr sich zu helfen. Mit stammelnder Zunge entgegnete er: Der Landrath G. wohnte allerdings vor längerer Zeit in diesem Orte; allein derselbe ist seines Dienstes entlassen worden, weil er sich einiger Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen ließ; darauf hat er diese Stadt verlassen. Wo sich derselbe jetzt aufhält, kann ich nicht sagen, wahrscheinlich aber ist, daß er weit von hier weggezogen sein muß, weil Niemand seinen jetzigen Wohnort kennt.

Schon gut, mir liegt, wie gesagt, gar nichts an der Sache; der Soldat, wenn er Rache an seinen saubern Pflegeältern nehmen will, so mag er zusehen, wie er diese auffindet. Ich denke, der junge Mensch wird auch kein Mittel unbenutzt vorübergehen lassen, welches dazu dienen kann, den Wohnort dieser Familie ausfindig zu machen. Bei diesen Worten legte der Officier eine gefüllte Geldbörse auf den Tisch und entfernte sich darauf, nachdem er angedeutet hatte,

den morgenden Tag, um dieselbe Zeit, noch einmal einzusprechen.

Obgleich die Familie über die seltene Freigebigkeit des fremden Officiers erfreut war, so schwebte man doch insgesammt in Angst und Sorge vor einer möglichen Entdeckung. Was wird unser für ein Loos warten, jammerte der Landrath und rang sich die Hände fast wund, wenn Friedrich, der gewiß Alles aufstellt, um seine Rache zu befriedigen, unsere Wohnung, die ihm fast jedes Kind zeigen kann, auffindet. Hätte ich Thor, nur gleich dem menschenfreundlichen Officier mich entdeckt und um seinen Schutz gefleht; vielleicht hätte derselbe auch in diesem Falle sich unserer angenommen. Gott, wie wird es uns ergehen, wenn der Officier erfährt, daß ich ihn hintergangen habe! Kommt er morgen, ich werfe mich ihm zu Füßen und entdecke ihm meinen wahren Stand und meine Verhältnisse zu dem racheschnaubenden Friedrich; Adolf, Antonie und Du Frau helft mir bitten,

daß wir das Herz des gutmüthig scheinenden Officiers erweichen, daß wir seine Verzeihung erhalten und seines Schutzes uns versichern. So jammerte der arme Mann und quälte sich mit seiner Familie den ganzen Tag hindurch, unter ängstlichen Besorgnissen, ab. Auch die Nacht wurde schlaflos verbracht und mit Zittern die entscheidende Stunde erwartet, wo der Officier wiederkommen wollte.

Diese rückte heran und der junge Kriegsmann erschien. Betroffen trat derselbe einen Schritt zurück, als bei seinem Eintritt Vater, Sohn und Tochter zu seinen Füßen stürzten und die kranke Mutter bittend die Arme ihm entgegenstreckte.

Was soll das? rief der junge Mann sichtlich gerührt, indem eine Thräne, die er unmöglich zurückhalten konnte, ihm über die gebräunte Wange rollte; stehen Sie auf!

Nein, nicht eher, bis Sie, edler Mann, uns verziehen haben; ich habe Sie gestern zu

täuschen gesucht, denn ich, ich bin der unglückliche Landrath, der den armen Friedrich, den Sohn meines Freundes, so schändlich behandelte. Ach, Gott hat mich so schwer für diese That gezüchtigt! ich bin ein Bettler und der Rache des jungen Mannes ausgesetzt. Ach, Gott, was habe ich und meine arme Familie schon gelitten; nehmen Sie uns in Schutz wider meinen Pflegesohn, und verzeihen Sie einem schwergeprüften und gedemüthigten Manne! Ach, bekomme ich meinen Pflegesohn wieder zu sehen, zu Füßen will ich ihm fallen, mein Unrecht eingestehen und seine Verzeihung erflehen!

Das haben Sie bereits gethan. Nein, zu viel! Stehen Sie auf, Herr Landrath, Ihnen ist verziehen. Ich, ich — die Stimme des Officiers stockte unter hervorbrechendem Thränenquell — ich bin der Friedrich selbst.

Wie ein Donnerschlag wirkte diese Erklärung auf die geängstigte Familie, und Friedrich, denn dieser war der Officier, hatte alle Mühe,

die so sehr gedemüthigten Leute zu beruhigen. Seine Unerschrockenheit in Gefahren, sein Muth und seine Tapferkeit, die in vielen Schlachten rühmlichst anerkannt wurde, hatte ihn von Stufe zu Stufe bis zu dem Range eines General-Lieutenants steigen lassen, und sein weltbekannter Name wird nicht nur in der allgemeinen Weltgeschichte rühmlichst gedacht, sondern wurde auch von Napoleon hoch verehrt. Edel war die Rache, die Friedrich an seinen Pflegeältern nahm, und daß er diesen gänzlich verziehen hatte, bewies er dadurch, daß er des Landraths Tochter, die liebenswürdige Antonie, mit der er, allein ausgenommen, im Knabenalter sich so gut vertragen hatte, zu seiner Gemahlin erhob. Daß der Landrath gern seinen Segen zu dieser Verbindung ertheilte, kann man sich denken.

Die einzige Schwester, die Friedrich hatte, war schon seit einem Jahre an den Gerichts-Assessor L. in dieser Stadt verheirathet, und

man kann sich die Freude der Geschwister vorstellen, die, vom Kindesalter an getrennt, so unverhofft und verändert sich wiedersahen. Friedrich war einer von den Generälen, die dem großen Welteroberer bis zum letzten entscheidenden Schlage getreu blieben. Als aber der Kaiser zum zweitenmal auf ein entfernt liegendes Eiland verbannt war, zog sich Friedrich vom Schauplatze des Krieges zurück und lebte als angesehener Privatmann in Frankreichs Hauptstadt. Der Landrath und dessen Frau erfreuten sich, bis zu ihrem Tode, seines Schutzes und seiner edlen Fürsorge.

Langhoffsche Buchdruckerei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

yeo

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paalzow, Henriette,

Erzählungen

Hamburg 1842

P.o.germ. 1040 fb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115977-2